

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Herausgegeben von Rudolf Pechel

Aus dem Inhalt:



- Theodor Eschenburg* Kurze Geschichte
der Weimarer Republik
- Hans Jaeger* Die Weltsituation des Sozialismus
- Peter Bamm* Der Schulze-Plan
- Werner Bergengruen* . . . Die Pferdetante (Erzählung)
- Hermann Kasack* Der siebzigjährige Loerke
- Max Huber* Das Romanwerk von Robert Faesi
- Ludwig Reiners* Das Problem der Astrologie

80. Jahrgang · März 1954

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU

BADEN-BADEN

INHALT

THEODOR ESCHENBURG Kurze Geschichte der Weimarer Republik	217	MAX HUBER Das Romanwerk von Robert Faesi	262
HANS JAEGER Die Weltsituation des Sozialismus	226	GERHARD NEUMANN Dämmerung	265
KARL W. FRICKE Aufstieg und Niedergang der SED (II)	237	GERTRUD v. PETERSDORFF Der Nachtfalter	266
PETER BAMM Der Schulze-Plan	246	RUDOLF KARMANN Im Anbruch der Tage	267
C. F. W. BEHL Ballade von der Zeit	249	RUNDSCHAU	270
LUDWIG REINERS Das Problem der Astrologie .	250	Indien und Tibet (270) — Weltgewerkschaftsbund (272) — Die Kurilen (273) — Albert Einstein 75 Jahre (275) — Zwei große Mediziner (277) — Das Schicksal Berlins (279) — Negative Qualifizierung eines Ministers (280)	
KARL RAUCH Werden zuviel Bücher produziert?	257	Nochmals: Sühne für Jud Süß? .	281
HERMANN KASACK Der siebzigjährige Loerke . .	259	WERNER BERGENGRUEN Die Pferdetante	285
OSKAR LOERKE Gedenkzeit	261	HERMANN STAHL Ein sehr altes klappriges Kajütboot	291
		LITERARISCHE RUNDSCHAU	299

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 33, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. Auslieferung: Kairos-Verlag, Baden-Baden. — Anzeigenannahme: Stuttgart S, Gebelsbergstr. 28, Tel. 7 61 31. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80., vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzügl. Zustellgebühr, Bankverbindung: Süddeutsche Bank, Baden-Baden. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur bei Rückporto. — Herausgeber: Rudolf Pechel.
Verantwortlicher Redakteur: Klaus Hoche.
Druck: Pressehaus Giesel & Co., Wiesbaden.

Kurze Geschichte der Weimarer Republik

„Die großen europäischen Monarchien haben in unseren Tagen mehr als zu irgendeiner anderen Zeit ein Interesse, den Krieg zu vermeiden. Selbst in Deutschland würden — wenn wir gegen alle Erwartungen besiegt würden — die Chancen einer demokratischen oder sozialen Republik steigen.“ So schrieb Bismarck 1878 an Kaiser Wilhelm I. Den Ersten Weltkrieg haben Wilhelm II. und sein Kanzler Bethmann-Hollweg nicht verursacht. Daß sie ihn aber nicht vermieden haben, bleibt ihre historische Schuld. Bismarcks genialer Behutsamkeit war es gelungen, die 1870 entstandene deutsche Großmacht in der Mitte Europas, die jahrhundertlang für die angrenzenden Großmächte Kampfplatz und Naturschutzgebiet abwechselnd gewesen war, zu sichern.

Hingegen war Bismarcks Versuch gescheitert, im Innern die Kräfte zu vernichten, die er als eine Gefahr für seinen preußisch-deutschen, aristokratischen und obrigkeitstaatlichen Reichsaufbau ansah, nämlich katholisches Zentrum, Linksliberale und Sozialdemokratie. Er nannte diese drei Parteien Reichsfeinde.

Wilhelm II. ersetzte die Bismarcksche außenpolitische Genügsamkeit durch eine die imperialistischen Ansprüche des Reiches gefährlich betonende Außenpolitik und suchte im Innern trotz oder gerade wegen der ebenso umfassenden wie tiefgreifenden sozialen Umschichtung, die sich aus der Wandlung vom vorwiegenden Agrar- zum industriellen Massenstaat ergeben hatte, die aristokratische Obrigkeitsstruktur des deutschen Staates ängstlich zu bewahren. Der Gegensatz zwischen imperialistischer Außen- und konservativer Innenpolitik einerseits, genügsamer Außenpolitik und fortschrittlicher Innenpolitik andererseits trat im dritten Weltkriegsjahr 1917 mit aller Deutlichkeit in Erscheinung. General Ludendorff und die herrschenden Schichten, nämlich Militär, ostelbische Großlandwirtschaft und Schwerindustrie mit einem starken Anhang im Bürgertum, waren für Fortsetzung des Kampfes bis zum Sieg. Die Siegesbeute in Gestalt von Geldentschädigung und Gebiets-erweiterung sollte sie legitimieren, den Bismarckschen Obrigkeitsstaat, die aristokratische Monarchie, unversehrt zu erhalten. Zentrum, Linksliberale und Sozialdemokratie, eben jene Reichsfeinde, scheuten das die Existenz des Reiches gefährdende Risiko, sie wollten unter gegenseitigem Verzicht der Kriegführenden auf jegliche territoriale und finanzielle Tributleistung so schnell wie möglich den Krieg beenden und strebten eine demokratische Verfassungsrevision an.

Ein Jahr später, im September 1918, als durch die Niederlage der deutschen Armee in Frankreich und durch den Zusammenbruch der Verbündeten die militärische Widerstandskraft des Reiches erschöpft war, versuchte Ludendorff, innerhalb von 24 Stunden die deutsche auswärtige und innere Politik auf jene von ihm bisher aufs äußerste bekämpfte Richtung der drei demokratischen Parteien umzuschalten. Diese verspätete und überscharfe Drehung der Reichspolitik führte zum Zusammenbruch des Bismarckschen

Staates. Am 9. November mußte der Kaiser abdanken. Vergeblich hatte der sozialdemokratische Führer Friedrich Ebert versucht, die Monarchie durch rechtzeitige Abdankung des Kaisers und Einsetzung eines Regentschaftsrates oder Reichsverwesers zu retten. Zwei Tage später mußte Hindenburg der Unterzeichnung eines Waffenstillstandes zustimmen, der einer bedingungslosen Kapitulation sehr ähnlich war.

Die Novemberrevolution von 1918 war eine Hunger- und Erschöpfungsrevolte, aber als solche ein ebenso reizvoller wie günstiger Nährboden für die bolschewistische Infektion.

Unerbittlicher Gegner jeglicher russischer Einmischung in die deutsche Revolution war die Sozialdemokratie unter Eberts Führung. Er setzte binnen Monatsfrist unter Verzicht auf noch so verlockende sozialistische Experimente die Wahl einer Nationalversammlung durch. Diese verabschiedete in Weimar, da Berlin von kommunistischen Aufständen bedroht war, innerhalb von sechs Monaten eine neue Verfassung. Aus dem monarchisch-aristokratischen Militär- und Verwaltungsstaat wurde eine bürgerlich-parlamentarische Demokratie. Diese deutsche Demokratie war improvisiert, sie war nicht vorgedacht, ersehnt und erkämpft. Sie füllte lediglich ein Vakuum aus, das durch den Sturz der Monarchie entstanden war.

Aus dem eben geschilderten Gegensatzpaar des Bismarckschen Reiches zwischen imperialistischer Außen- und konservativer Innenpolitik einerseits, außenpolitischer Genügsamkeit und innerstaatlicher Verfassungsrevision andererseits entstand jetzt ein neues Gegensatzpaar zwischen monarchischer Restauration und Kampf gegen Versailles auf der einen, behutsamer Revisionspolitik und demokratischer Verfassungstreue auf der anderen Seite. Symbol des erbitterten innerpolitischen Zweifrontenkrieges war der unselige Flaggenstreit zwischen Schwarz-weiß-rot und Schwarz-rot-gold. Hinter der Parole des Kampfes gegen Versailles verbarg sich das Streben nach Beseitigung der parlamentarischen Demokratie und der Restauration der Gesellschaftsordnung vor 1914. Träger dieser gegenrevolutionären Richtung waren vor allem die Schwerindustrie und der ostelbische Großgrundbesitz mit einem starken Anhang in breiten bürgerlichen Schichten. Hier wirkte die Dolchstoßlegende und die Sehnsucht nach dem alten Glanz.

So hatte der neue Staat, bar aller Tradition, bei der instinktiven Abneigung, ja sogar Verachtung einer starken Minderheit, auf Jahre belastet mit den Aufräumarbeiten der Nachkriegszeit, dem Neuaufbau im Innern und der Abtragung der außenpolitischen Hypothek, einen schweren Start.

In Erkenntnis dieser Lage hatte die Nationalversammlung neben dem Reichstag als obersten Gesetzgeber und neben der vom Parlament abhängigen Regierung die Institution eines vom Volk gewählten, mit kaiserlichen Machtbefugnissen ausgestatteten Reichspräsidenten geschaffen. Dieser ernannte die Regierung und die Beamten, war Oberbefehlshaber der Wehrmacht, konnte den Reichstag auflösen und an das Volk appellieren. In Notzeiten verfügte er über eine diktatorische Gewalt. Die die Verfassung gestaltenden Parteien mißtrauten ihrer eigenen Fähigkeit zur Staatsführung in Krisen- und Konfliktzeiten noch allzu sehr, um einen Ersatzkaiser, einen Diktator auf Widerruf, entbehren zu können. Keine Partei verfügte über die absolute Mehrheit, stets mußten mehrere eine Regierung bilden. Das Verhältniswahlrecht förderte die Parteizersplitterung, erschwerte die Regierungsbildung und lähmte die Kraft des Regierens. Die meisten Kanzler waren nicht mehr als brave Mittler. Die machtvolle Stellung des Staatsoberhauptes behinderte zumindest das Aufkommen starker Kanzlerfiguren. Die Republik hat nur

zwei wirklich führende Regierungschefs gehabt, nämlich Stresemann und Brüning. Stresemann war zwar im November 1923 vom Reichstag, nicht von Ebert, abberufen worden, aber indem Ebert ihm das Recht der Reichstagsauflösung verweigerte, hinderte er ihn am Verbleiben im Amt. Brüning wurde im Mai 1932 praktisch von Hindenburg entlassen.

Die Reichsfeinde der Bismarckschen Zeit waren nunmehr die Träger der Weimarer Republik. Die festgefügte, traditionell disziplinierte Sozialdemokratie und das durch Dogma und Hierarchie der katholischen Kirche verbundene Zentrum waren die beiden politischen Säulen der Demokratie. Letzteres war wirklich das Zentrum des parlamentarischen Kräftespiels, es konnte sowohl nach rechts wie nach links Regierungen bilden. An allen Reichsregierungen außer denen von Papen und Schleicher, an allen preußischen, bayerischen und badischen Landesregierungen war es beteiligt. Trotzdem hat das Zentrum seine Geschlossenheit, seinen Stimmen- und Mandatsanteil in allen Wahlen erstaunlich gewahrt, während die Sozialdemokratie erhebliche Einbußen erlitt, im wesentlichen zugunsten der Kommunisten.

Sie hatte eben den Hauptteil der Verteidigung der Demokratie zu tragen und mußte um derentwillen immer wieder auf einen Teil ihrer sozialpolitischen Forderungen verzichten, was von vielen ihrer Anhänger nicht verstanden wurde. Die Demokraten, die in der Nationalversammlung die drittstärkste Partei gewesen waren, schrumpften mangels Resonanz in der Wählerschaft bald zusammen. Weite Kreise des Protestantismus, die im Kaiserreich zu den Konservativen und Nationalliberalen tendiert hatten, hatten mit dem Sturz der Monarchie ihre Orientierung verloren, sie waren politisch heimatlos geworden. Je deutlicher es sich zeigte, daß keine wirklichen Aussichten für die monarchische Restauration bestanden, desto nachhaltiger vollzog sich der Zersetzungsprozeß der protestantischen Parteien.

In dieser breiten Schicht des bürgerlichen, politisch heimatlosen Protestantismus lag ein ernster Gefahrenherd. Zunächst waren Mittelpunkt dieser rechtsorientierten Protestanten die Deutsch-Nationalen, die ehemals Konservativen mit einem gegenrevolutionären Flügel und einem gemäßigten, grundsätzlich verständigungsbereiten Flügel, der aber nur über einen kleinen Anhang verfügte. An die Stelle der Nationalliberalen, die im Kaiserreich eine bürgerliche Bismarckpartei gewesen waren, war unter Stresemanns Führung die Deutsche Volkspartei getreten. Sie bildete zunächst den linken Flügel des schwarz-weiß-roten Blockes und wurde erst 1923, als Stresemann Reichskanzler wurde, dank seiner energischen Führung zur Tuchfühlung mit den republikanischen Parteien gedrängt, schwenkte aber sofort nach seinem Tod wieder nach rechts ab. Rechts von den Deutsch-Nationalen entstand die Deutsch-Völkische Freiheitspartei, die später in der Nationalsozialistischen Partei aufging, links von der Sozialdemokratie die Kommunisten.

Die Sozialdemokraten, aber noch sehr viel mehr die Deutsch-Nationalen mußten darauf achten, daß sie nicht zuviele Wähler an ihre radikalen Flügelparteien verloren, und damit manchmal radikaler auftreten, als ihnen selber erwünscht war. So konnten auf die Dauer nur die Mittelparteien regieren, die dadurch einer ständigen, starken Abnutzung ausgesetzt waren. Zweimal beteiligten sich die Deutsch-Nationalen an der Reichsregierung, und beide Male mußten sie unter dem Druck ihrer Anhänger wieder ausscheiden. Revisionspolitik, staatliche Konsolidierung und innerer Aufbau in ihrer Gleichzeitigkeit stellten aber auch Anforderungen an die Führenden, von denen nur wenige dem Ausmaß dieser außerordentlichen Aufgabe gewachsen sein konnten.

Dadurch, daß Ebert 1918 zum Reichspräsidenten gewählt wurde und es bis zu seinem Tode 1925 blieb, verlor die Sozialdemokratie in ihm ihren führenden Kopf und vermochte ihn bis 1933 nicht zu ersetzen. Es fehlte gerade dieser Massenpartei die starke Führung. Der Zentrumsabgeordnete Erzberger, ein kundiger und phantasiereicher, höchst energischer Finanzpolitiker, aber mehr ein wendiger, sehr vitaler Volkstribun als ein Staatsmann, wurde 1921 von Rechtsradikalen ermordet. Dasselbe Schicksal erlitt ein Jahr später der Demokrat Walther Rathenau, ein Mann von einer großen außen- und wirtschaftspolitischen Konzeption, aber vielleicht zu weise für das politische Handwerk. Stresemann war der einzige wirklich bedeutende Parteiführer, allerdings einer kleinen Partei, die trotz seiner eigenen wachsenden Bedeutung klein blieb, sowohl ein großer Außenminister als auch ein großer Parlamentarier, mit einem Wort der bedeutendste Parlamentsminister. Er starb 1929, von der Aufgabe ebenso aufgezehrt wie Ebert. In ihm verlor das Parlament seine beherrschende Figur und geriet von da an immer mehr in den Zustand der Funktionsunfähigkeit. An bedeutenden Männern hat es der Weimarer Republik nicht gefehlt; daß sie ihr so frühzeitig durch den Tod entrissen wurden, gehört zu ihrer Tragik. Zwei überlebten sie: Brüning wurde im kritischsten Augenblick entlassen, Schacht ging zu ihrem Gegner über.

Fünf Jahre lang, von 1919—1924, rang das Reich um seine äußere und innere Existenz. An Versuchen, die Demokratie zu stürzen, hat es von der radikalen Rechten und der extremen Linken her nicht gemangelt. Die von Moskau gelenkten Kommunisten trachteten durch Aufstände eine Situation herbeizuführen, die Deutschland bolschewisierungsreif machte. Rechtsradikale versuchten 1920 durch den sogenannten Kapp-Putsch, die Demokratie zu stürzen. Der Regierung gelang es immer wieder, mit Hilfe von Reichswehr und Polizei und beim Kapp-Putsch durch die Unterstützung der Gewerkschaften, dieser Aufstände Herr zu werden. Aber das Reich befand sich bis zum November 1923 in einer latenten Bürgerkriegssituation.

Deutschland hatte den Friedensvertrag unterzeichnet in der Hoffnung, daß er nicht in der vollen Härte durchgeführt werde, Frankreich hingegen, dessen Forderungen nach der Friedenskonferenz dank Wilsons und Lloyd Georges Eingreifen bei weitem nicht erfüllt wurden, in der Erwartung, daß sich in der politischen Praxis Gelegenheit zu einer Verschärfung und Ausdehnung der Friedensvertragsbestimmungen ergeben werde. Das Ziel der deutschen Außenpolitik war, durch zögernde Erfüllung eine schnelle und weitgehende Revision zu erreichen; das der französischen, durch unnachgiebiges Bestehen auf Erfüllung das Reich zum Konkurs und damit zur Aufteilung zu treiben. Diese Auseinandersetzungen führten im Januar 1923 zur Besetzung des Ruhrgebietes durch die Franzosen. Frankreich wollte auf diese Weise die Abtrennung des ganzen Westens von Deutschland erreichen und forcierte mit aller Kraft die separatistischen Strömungen im Rheinland und in der Pfalz.

Gegen diese französische Invasion protestierte die Bevölkerung des Ruhrgebietes neun Monate lang durch passiven Widerstand — eine der grandiosesten waffenlosen Massendemonstrationen der Geschichte. Frankreich sperrte daraufhin die Ruhr, das wirtschaftliche Herz Deutschlands, vom Reich ab, während dieses den durch den passiven Widerstand entstandenen Lohnausfall tragen mußte. Die Folge war eine von Tag zu Tag steigende Entwertung der Mark, die zu einer ständig wachsenden wirtschaftlichen Not mit Streiks und Aufständen führte. In der kritischsten Situation, im August 1923, übernahm Stresemann die Regierung. Er brach den passiven Widerstand ab, ohne daß

Frankreich die Besetzung des Ruhrgebietes zunächst aufgab, und verhinderte mit äußerster Kraftanstrengung die Abtrennung der westlichen Reichsgebiete, die unter wachsendem französischem Druck infolge der furchtbaren Notlage auch von seriösen deutschen Kreisen betrieben wurde. Deutschland stand vor dem Bürgerkrieg. Der Dollar stieg in die Millionen Mark. Im Osten drohten rechtsradikale, in Sachsen und Thüringen kommunistische Aufstände, in Bayern schien eine monarchisch-partikularistische Umwälzung bevorzustehen. In weiten Kreisen der Rechten wurde die Errichtung einer Diktatur geplant. Dieser Höhepunkt der Krise schien ein besonders günstiger Moment für die Restauration. Die äußerste Spannung wurde am 9. November von Hitler mit einem Putschversuch ausgelöst, der sofort niedergeschlagen wurde. Ebert und Stresemann waren mit Hilfe des Generals Seeckt, des Chefs der Heeresleitung, Herr der Lage geblieben. Der Bürgerkrieg war beendet, der Höhepunkt der inneren Krise überwunden. Wenige Tage später stabilisierte der Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht die Mark, deren Dollarwert inzwischen auf 4,2 Billionen Inflationsmark abgesunken war. Man sprach vom Wunder der Rentenmark.

Nunmehr griff Amerika vermittelnd in den deutsch-französischen Konflikt ein. Im September 1924 kam es zu einer vertraglichen Verständigung zwischen Deutschland und den Alliierten über die Reparationen. Frankreich räumte binnen Jahresfrist das Ruhrgebiet und verzichtete auf alle separatistischen Bestrebungen.

Nach dem Zusammenbruch des Hitlerputsches wurde ein neuer Bürgerkriegsversuch nicht mehr unternommen. Die Staatsmacht war zu stark, als daß es sich noch lohnte. Die deutsche Wirtschaft hatte seit der Markstabilisierung wieder eine Grundlage. Von dieser Basis aus erlebte sie mit Hilfe großer amerikanischer Kredite einen erstaunlich schnellen und starken Aufstieg. Eine ordnungsgemäße Finanzgebarung war wieder möglich.

Die Wiederkehr normalen Lebens und die Hebung des Lebensstandards führten auch zu einer politischen Konsolidierung der Demokratie. Diese innerstaatliche Verfestigung ermöglichte der Reichsregierung, deren Außenminister in wechselnden Koalitionen Stresemann mit seinem konstruktiven Programm geblieben war, eine stärkere Haltung gegenüber den Alliierten. Frankreich gab seine Pläne der Aufteilung des Reiches unter Ausweitung des Versailler Diktates auf. Stresemann erreichte eine Reihe von Milderungen des Vertrages.

In Locarno schloß Deutschland 1925 mit Frankreich einen Garantievertrag über die gemeinsamen Grenzen, in Berlin 1926 einen Neutralitätsvertrag mit Sowjetrußland ab und trat im gleichen Jahr in den Völkerbund ein. Durch diese Vertragskombination wurde das Reich geradezu zum Mittler zwischen Ost und West.

Im Februar 1925 starb Friedrich Ebert. Er war mit seiner lautereren und sicheren Überlegenheit während der Krisenjahre der ruhende Pol in dem aufgeregten, teils stürmischen Kräftespiel der jungen Demokratie gewesen. Treffend sagt Theodor Heuss von ihm: „Als Könige versagten, hat dieser Sohn des breiten Volkes sich königlich bewährt.“ Wiederum traten die schwarz-weiß-rote und schwarz-rot-goldene Front zum Kampf an. Hindenburg wurde gewählt. Seine Wahl war ein sichtbarer Ausdruck der demokratischen Schwäche, wenn sie auch zunächst dank seiner Loyalität im Sinne einer Stabilisierung der Demokratie wirkte.

Deutschland erschien wieder als ein wohlgeordneter Staat und galt der Welt trotz seiner Rüstungsbeschränkung als Großmacht. Aber der schnelle Aufschwung täuschte, die Schwäche der Rekonvaleszenz mit ihren Gefahren

leichter Anfälligkeit und schwerer Rückfälle war geblieben. Die Stabilisierung der Mark war mit einer vollständigen Enteignung des breiten Mittelstandes bezahlt. Die gesellschaftliche Umschichtung, die durch das Hinüberwechseln weiter Kreise von der Selbständigkeit in die Abhängigkeit entstanden war, mußte zugleich einen Herd politischer Unzufriedenheit schaffen.

Gemessen an der Zeit vor 1924 waren die außenpolitischen Erfolge Stresemanns groß. Aber sie wurden in der Bevölkerung nicht gewürdigt, weil der Vertrag von Versailles mit den hohen Reparationsforderungen, der Rüstungsbeschränkung und der Trennung des Reichsgebietes im Osten durch den polnischen Korridor schwer auf dem Volk lastete. Es fehlte an politischer Geduld, die ohnehin dem Deutschen nicht liegt und in Sonderheit dem Rekonvaleszenten häufig überhaupt fehlt. Zwar wurde Hitler nur von einem kleinen Teil des Volkes beachtet. Aber um so systematischer und energischer wirkte mit der noch in keiner Weise abgenutzten Parole des Kampfes gegen Versailles auf die Meinungsbildung der gegenrevolutionäre Führer der Deutsch-Nationalen, Alfred Hugenberg, ein Mann der Schwerindustrie. Er verfügte mit deren Geld über den größten Pressekonzern und das bedeutendste Filmunternehmen im autoritären, antirepublikanischen Geist. Schwerindustrie und ostelbische Großlandwirtschaft hatten es verstanden, sich auch in der Demokratie eine zwar nicht wie im Kaiserreich beherrschende, so doch weit über ihren ökonomischen Bereich hinausgehende einflußreiche politische Stellung zu verschaffen, wozu ihnen mittelbar die Alliierten durch den Versailler Vertrag verholfen hatten. Die Rüstungsbeschränkung des Friedensdiktates gab der Schwerindustrie im Hinblick auf eine deutsche Wiederaufrüstung Anspruch auf besonderen Schutz, und die Landwirtschaft leitete diesen Anspruch aus ihrer Grenzlandposition in den durch Polen verstümmelten Ostgebieten her. Sie waren beide die größten Gegner der Republik und ihre stärksten Nutznießer zugleich. Über sie hielt die Reichswehr ihre schützende Hand aus Rüstungsüberlegungen und dank traditioneller Beziehungen des Offizierskorps zu ihren Kreisen. Die Reichswehr aber war bei aller militärischen Leistungsfähigkeit eine der Demokratie wesensfremde, nach monarchischen Prinzipien aufgebaute, weitgehend demokratischer Kontrolle sich entziehende, autonome Macht im Staat mit einem starken politischen Einfluß, vor allem, seitdem Hindenburg Präsident war. Die rigorose Beschränkung durch den Versailler Vertrag gab ihr den Anspruch auf Illegalität und damit auf ein unkontrolliertes Eigenleben.

Sie war nicht ein Instrument der Gegenrevolutionäre schlechthin, aber sie war nicht entschieden antiegenrevolutionär. So hatten sich diese drei Faktoren — Schwerindustrie, Großlandwirtschaft und Militär — auch in der Demokratie einen großen Teil ihrer Vormachtstellung, die sie in der Monarchie gehabt hatten, zu erhalten verstanden.

Als im Herbst 1929, mit einem Börsenkrach in New York einsetzend, die große Weltwirtschaftskrise hereinbrach, traf sie das von ausländischen Krediten und vom Export abhängige Deutschland am ehesten und am stärksten. Sofort zeigte sich die durch die Konsolidierungsjahre verschleierte Schwäche. Schon im Winter stieg die Arbeitslosenziffer auf zwei Millionen. Die sozialen Spannungen vermehrten sich, und sehr schnell wurde deutlich, wie wenig die deutsche Demokratie Wurzel gefaßt hatte.

Am 3. Oktober 1929 starb Stresemann. Er war nicht nur der Deutsche des höchsten Ansehens im Ausland, sondern hatte auch in der Innenpolitik das stärkste Gewicht. Er war der eigentliche Konstrukteur aller Regierungskoalitionen gewesen. Als gleich nach seinem Tode im Reichstag

die große Auseinandersetzung um die Verteilung der durch die Arbeitslosigkeit entstandenen Lasten begann, fehlte seine Autorität. Die Regierungskoalition unter Führung des Sozialdemokraten Hermann Müller, an der auch Stresemanns Partei beteiligt war, zerbrach. Hindenburg ernannte auf Vorschlag von General Schleicher, der praktisch damals der Staatssekretär im Reichswehrministerium war, den Zentrumsabgeordneten Heinrich Brüning, der bisher der Geschäftsführer des deutschen Gewerkschaftsbundes und einer der angesehensten Finanzexperten im Reichstag gewesen war, zum Reichskanzler.

Brüning war ein konservativer Katholik mit einer ausgeprägten sozialen Haltung, aber von großer Unabhängigkeit und mit einem starken sittlichen Verantwortungsbewußtsein. Als im Sommer 1930 der Reichstag Brünings Sanierungsprogramm nicht annahm, löste dieser ihn auf. In den Wahlen erhielten die Nationalsozialisten 107 — sie waren nunmehr die zweitstärkste Partei — die Kommunisten 77 Mandate. Da eine parlamentarische Mehrheit für die Regierung sich nicht mehr fand, regierte Brüning mit Hilfe von Notverordnungen. Er war der vom Reichspräsidenten eingesetzte, vom Parlament geduldete Diktator. Trotz aller Gegensätze tolerierte ihn auch die Sozialdemokratie, eben wegen seiner Gewissenhaftigkeit in der Einhaltung der Verfassung. Seine schärfsten Gegner waren Hugenberg und Hitler. Brüning wollte die Krise meistern und gleichzeitig die Demokratie bewahren, Hugenberg und Hitler wollten mit der Krise die Demokratie beseitigen.

Die Zahl der Arbeitslosen war im Winter 1931 auf 6—7 Millionen gestiegen. Wo der Hunger anfängt, hört der Verstand auf. In diese Radikalisierungsbereitschaft der Massen stieß Hitler, der in der Massenführung allen deutschen Politikern turmhoch überlegen war, mit ungehemmter demagogischer Wucht herein und erweiterte und vertiefte sie. Treffend sagt der Tübinger Psychiater Ernst Kretschmer: „Die Psychopathen sind immer da, aber in den kühlen Zeiten begutachten wir sie, in den heißen beherrschen sie uns!“ Hitler wurde der Prophet der durch die Inflation Enterbten und der durch die Arbeitslosigkeit Entrechteten — soweit diese nicht in festgefügtten Organisationen der Sozialdemokratie und den Kommunisten angehörten — der durch die Republik Enttäuschten und der nach Abenteuer sich Sehnenenden. Unbeirrt von Hugenbergs Pressekampagne, die nunmehr Brüning ebenso scharf bekämpfte wie ehemals Stresemann, und von der Hitlerschen Massenverführung, ging Brüning zielsicher, mit einer für einen deutschen Politiker seltenen Geduld seinen Weg, aus der Erfahrung vor 1923 wissend, daß mit sinkender Krise auch der Radikalismus schrumpft. Im März 1932 lief die Wahlzeit Hindenburgs ab. Eine Wahl Hitlers, des Kandidaten des schwarz-weiß-roten Blockes, die zur Entlassung des Kanzlers und zur Auflösung des Reichstages geführt haben würde, wurde nur dadurch verhindert, daß die schwarz-rot-goldene Front Hindenburg wählte.

Dieser hatte die formale Gerechtigkeitsvorstellung eines Feldwebels. 1925 war er von rechts gewählt und hatte sich daher nach links geneigt. 1933 hatte links für ihn gestimmt, und er fühlte sich damit nach rechts gedrängt. Die Wahl hatte Hindenburgs Macht noch mehr gestärkt, denn sein Rücktritt hätte die Machtergreifung durch Hitler zur Folge gehabt. Von ihm allein hing also die Existenz der deutschen Demokratie ab. Die Rechten setzten sich nach ihrer Niederlage bei den Präsidentenwahlen noch einmal mit letzter Energie dafür ein, Brüning zu stürzen. Würde es diesem gelingen, die Krise zu meistern — und die zu erwartenden Erfolge in der Reparations- und Rüstungsfrage würden einen wesentlichen Beitrag darstellen — dann würde er der große Mann der Zukunft sein und damit wäre die Demokratie gesichert. Die-

sem Ansturm erlag Hindenburg, dessen gesellschaftliche Umgebung infolge seiner Herkunft stark von Gegenrevolutionären, vor allem aus der Großlandwirtschaft, durchsetzt war. Eine der treibenden Kräfte ist Schleicher gewesen. Ihm ging nicht nur die Brüning'sche Außenpolitik zu langsam, er spielte wahrscheinlich auch mit dem Gedanken der Restauration, deren Chance nach Überwindung der Krise erledigt gewesen wäre.

So verlangte Hindenburg am 31. Mai 1932 von Brüning Verhandlungen mit Hitler und Hugenberg über die Regierungsneubildung sowie Neuwahlen des Reichstages. Beides lehnte Brüning ab, denn beides hätte zum Sturz der Demokratie geführt. Diese Weigerung bedeutete seine Entlassung. Er war der letzte parlamentarisch-demokratische Kanzler gewesen. Mit seinem Rücktritt beginnt das Ende der Weimarer Republik.

Brüning hatte mit harter Hand die innerstaatlichen Sanierungsmaßnahmen soweit vorgetrieben, daß sie sich bei Krisenrückgang sofort auswirken würden. Er verabscheute Scheinerfolge und hatte die Geduld, auf konkrete Ergebnisse zu warten. Sie waren nun zu erwarten. Brüning stand, wie er 14 Tage vor seiner Entlassung im Parlament gesagt hatte, „100 Meter vor dem Ziel“. Gerade deswegen mußte er gehen.

Sein Nachfolger wurde Franz von Papen, ein der breiteren Öffentlichkeit bisher unbekannter katholischer Gegenrevolutionär. Diesem gelang es dank Brüning's Vorbereitung, auf der Lausanner Konferenz im Juni 1932 die endgültige und völlige Einstellung der Reparationsleistungen gegen eine einmalige deutsche Leistung von 3 Milliarden zu erreichen. Mit Hilfe eines Staatsstreiches setzte Papen die seit zwölf Jahren fast unverändert bestehende demokratische Regierung Preußens ab und unterstellte dieses letzte große republikanische Bollwerk Deutschlands und damit dessen starke Polizeikräfte der Reichsregierung, wodurch er gleichzeitig eine nationalsozialistische Machtergreifung in Preußen verhindern wollte. Papen war weder Demokrat noch Faschist. Sein Ziel war die Restauration nach dem Muster der konstitutionellen Monarchie, eben ein starkes Übergewicht des Staatsoberhauptes über das Parlament, vor allem dessen Ausschließung von der Regierungsbildung. Die Restaurationsparteien — Deutsch-Nationale, Volkspartei und einige Splitterparteien — reichten als Basis für eine Regierungsbildung aber bei weitem nicht aus. Als nach der ersten Reichstagsauflösung die Nationalsozialisten im Juli 1932 ihre Mandatszahl von 107 auf 230 erhöhten, versuchte Papen vergeblich, Hitler zu einer Regierungsbildung unter seiner eigenen Führung, gleichsam als Vorspann der Restauration, zu gewinnen. Dieser Fehlschlag führte zur zweiten Reichstagsauflösung. Die darauf folgenden Wahlen im November 1932 brachten Papen auch keine Mehrheit, wenn auch die Nationalsozialisten zwei Millionen Stimmen, das sind 34 Mandate, verloren. Dem Plan Papens, nunmehr im Wege des Staatsnotstandes Nationalsozialisten und Kommunisten mit Hilfe der Reichswehr und Polizei zu unterdrücken, stimmte zwar Hindenburg zu, aber widersprach der Reichswehrminister von Schleicher. Dieser wollte sich wohl nicht für die Restaurationspolitik des unpopulären Kanzlers einsetzen und sich in einen Bürgerkrieg nach zwei Seiten stürzen, denn die Gelegenheit, in diesem Staatsnotstand gleichzeitig gegen Sozialdemokratie und Gewerkschaften vorzugehen, war nur allzu verlockend. Praktisch stürzte Schleicher Papen und wurde selbst Kanzler.

Sein Versuch, die Nationalsozialisten zu spalten, mißlang, und ebenso scheiterte er an der Sozialdemokratie mit seinem Plan, in Anlehnung an die Gewerkschaften unter Ausschaltung der Parteien eine soziale und autoritäre Regierung, eine Art provisorische Diktatur, zu bilden. Nunmehr erbat Schleicher vom Reichspräsidenten die gleiche Vollmacht für einen Staats-

notstand, die er selber Papen abgelehnt hatte. Hindenburg verweigerte sie ihm eben mit dem Hinweis auf Schleichers eigene Argumente vor zwei Monaten.

Darauf trat Schleicher zurück. Der gesamte gegenrevolutionäre Block, die Restaurationsparteien unter Hugenberg wie die Nationalsozialisten waren Schleichers Gegner, die demokratischen Parteien mißtrauten dem allzu wendigen, nach vielen Richtungen schillernden General ebenso wie Hindenburg. Dieser wurde von Papen, der den Sturz durch Schleichers Hand nicht verwunden hatte, unablässig bearbeitet, nunmehr ein Kabinett Hitler, der durch konservative Kräfte wie Hugenberg und durch Fachmänner eingengt werden sollte, zu bilden. Hindenburg wehrte sich bis zuletzt gegen eine Kanzlerschaft Hitlers, auch unter den diesen eingrenzenden Bedingungen Papens. Eine merkwürdige Rochade hatte sich zwischen Papen und Schleicher vollzogen. Jener betrieb die Bildung einer Regierung unter Hitler, die er bisher verworfen hatte, dieser förderte den Ausnahmezustand, den er vor kurzem noch verweigert hatte. Der greise Reichspräsident übersah diese verwickelte Situation in ihrer ganzen Entscheidungsschwere nicht mehr. Er vertraute lediglich dem ihm persönlich sympathischen Papen. Mit der Betrauung Hitlers als Reichskanzler glaubte er wieder eine verfassungsmäßige Parlamentsregierung geschaffen zu haben, und seine Berater redeten ihm dies ein. Die Verfassungsformen wurden strikt eingehalten, aber mit ihrer Anwendung ihr Todfeind betraut. Die nicht nationalsozialistischen Gegenrevolutionäre kalkultierten anders. Hitler werde sich in der Führung der praktischen Politik schnell abnutzen, dann würden sie die Demokratie von Hitler befreien — durch die Restauration. Daß Ebert und die deutsche Sozialdemokratie 1918 den Versuchen des Bolschewismus nicht erlagen, sondern sein Eindringen in Deutschland unter Preisgabe der eigenen Parteidoktrinen verhinderten, bleibt ihr historisches Verdienst. Daß die Gegenrevolutionäre die sie verführende und dann vernichtende Gewalt des ihnen vitalitätsmäßig weit überlegenen Nationalsozialismus, die andere sahen, nicht erkannt haben, bleibt ihre historische Schuld.

Dieser Aufsatz von Professor Dr. Theodor Eschenburg leitete einen Zyklus von zehn Rundfunksendungen „Weimarer Republik“ ein, der vom Süddeutschen Rundfunk in den letzten Monaten des vergangenen Jahres gebracht wurde. Er sollte in erster Linie einem immer wieder vorgebrachten Anliegen gerade der deutschen Jugend nachkommen, die selber ihre Unwissenheit über die tatsächlichen Vorgänge in der Weimarer Republik beklagt. Weitere Beiträge aus diesem Zyklus sollen gleichfalls in der Deutschen Rundschau veröffentlicht werden.

Die Weltsituation des Sozialismus

In unserer schnellebigen Zeit geben sich viele überhaupt nicht mehr die Mühe, eine Bilanz zu ziehen und darüber nachzudenken, in welcher Relation Erfolge und Mißerfolge, Siege und Niederlagen, Gewinne und Verluste zueinander stehen. Das gilt bereits als „Theoretisieren“, und diejenigen, die sich so viel auf ihre praktische Einstellung zugute tun, die in ihrer Hirnlosigkeit annehmen, daß Theorie und Praxis sich ausschließende Gegensätze seien, begreifen nicht, daß Theorie und Praxis sich gegenseitig ergänzen, daß Praxis ohne Theorie nur ein „Herumwursteln“ ist, auch wenn es sich feierlich in ein „empirisches“ Gewand hüllt.

Der internationale Sozialismus hat in den letzten 40 Jahren eine Unzahl von Schlägen erlitten. 1914 wurde sein internationalistischer Flügel (der keineswegs mit dem späteren Kommunismus identisch ist, denn zu ihm gehörten ja auch alle jene Linkssozialisten, die sich später nicht unter das kaudinische Joch der von Moskau auferlegten 21 Punkte beugten, und die meisten Vertreter der revolutionären Linken, wie Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, wären später, hätten sie noch gelebt, ausgeschlossen worden, als der Kommunismus zu einer Art Dschingis-Khan-Regime wurde) unter den Wogen der Kriegsbegeisterung zum Schweigen gebracht. Das bewirkte während des Ersten Weltkrieges die Spaltung der Arbeiterbewegung. Die weitere Spaltung, die Moskau nach der russischen Revolution durchsetzte, fiel mit der vorigen nicht zusammen. Das Ergebnis war, daß diejenigen, die sich der neuen, Dritten Internationale nicht anschlossen, unter sich auch nicht mehr einheitlich waren. Die Spaltung war also im Grunde eine doppelte. Der Riß ging durch zahlreiche Parteien, wie die deutsche, französische, spanische, quer hindurch, bewirkte große Gegensätze zwischen verschiedenen Sektionen (z. B. österreichische, schweizerische, norwegische Sozialisten auf der einen, tschechische, polnische, dänische, schwedische, holländische, belgische auf der anderen Seite), schuf eine Kluft zwischen den ungarischen Sozialisten und ihrer Emigration und bewirkte, daß es in Italien drei Arbeiterparteien gab. Die Kluft verbreiterte sich in dem Maße, wie die Kommunisten zunächst in einer Reihe von Ländern den putschistischen, die Sozialdemokraten den reformerischen Weg beschritten. In weiten Kreisen wurde der Sozialismus durch die Folgen des Bolschewismus oder die Mißerfolge des Reformismus oder durch beides diskreditiert. Der demokratische Sozialismus wurde mehr und mehr in die Defensive gedrängt und beschränkte sich vielfach nur noch auf die Funktion, Schlimmeres zu verhüten.

Der Faschismus mit seiner größeren Dynamik schlug ihn ebenso nieder wie den Liberalismus. In sich selbst uneinheitlich und zusammengewachsen

aus reaktionären und radikalen Kräften, gebrauchte der Faschismus teilweise auch eine sozialistische Phraseologie (natürlich ohne den Internationalismus) vor der Machteroberung, um die von der Linken beider Richtungen enttäuschten Massen zu gewinnen, wenn auch darin durch die Rücksicht auf die Geldgeber gebündelt; nach der Machtergreifung, um die Massen zu halten, für die Kriegspolitik an die Fahnen zu fesseln, dabei dem aggressiven Nationalismus eine sozialradikale Deutung gebend (Kampflosung gegen die „Plutokratien“). So kam es, daß für manche der sozialistische Gedanke, wenngleich vom Faschismus nur demagogisch mißbraucht, selbst auf diesem Umwege diskreditiert erschien.

In jener Zeit nahm der Kommunismus mehr und mehr „tatarische“ Züge an. Seine Diskreditierung durch die Säuberungen, Prozesse und Arbeitslager, die Schrecken der Kollektivisierung und den Ribbentrop-Molotow-Pakt wurde später aufgewogen durch den Moskauer Anteil an der Niederringung des Nationalsozialismus. Aber das war nur eine kurze Zeit. Die Empfindlichkeit gegen Totalität und gegen Staatsallmacht wirkte teilweise zugunsten des demokratischen Sozialismus, teilweise aber gegen den Sozialismus aller Schattierungen, zumal da die sozialistische Linke nach links nicht immer immun erschien. Jedenfalls hielt nach dem Zweiten Weltkrieg die Spaltung an. Sie schwächte die Arbeiterbewegung in Frankreich und Italien. Um so mehr richteten sich die Hoffnungen auf die britische Labour Party, welche die Alternative zu bieten schien. Inzwischen ist eine Enttäuschung unverkennbar, nicht nur wegen der Unterbrechung nach dem Regierungsantritt der Konservativen, sondern auch wegen der Gesamtsituation, die sich durch Gegensätze zwischen Rechten und Linken kennzeichnet und vielfach auf dem Kontinent als eine gewisse Ratlosigkeit empfunden wird. Unterdes brach Tito mit Moskau. Das führte in einer Welt der Verwirrung und Ausweglosigkeit abermals zu extremen Reaktionen. Die einen meinten, Tito spiele mit dem Kreml nur ein Spiel mit verteilten Rollen, die anderen, das entgegengesetzte Extrem vertretend, betrachteten ihn bereits als einen bekehrten Demokraten und sahen in ihm die gesuchte Alternative, die weder der kontinentale Reformismus noch Labour zu bieten schien. In Deutschland schwankt man ähnlich wie in England: mehr Sozialismus oder weniger Sozialismus, Marxismus oder Reformismus oder vielleicht nur soziale Demokratie, ja nur sozialer Liberalismus? Bevan oder Attlee? Tito oder — Beveridge?

Das ist die verworrene Situation. In der deutschen Sozialdemokratie haben wir heute marxistische, religiöse und ethische Sozialisten. In der CDU sprach man von einem christlichen Sozialismus. Die heimatlose Linke redete vom freiheitlichen Sozialismus. Links von den Marxisten etablierte sich der libertäre Sozialismus Landauers. Abseits vom doktrinen Marxismus tauchte die Losung des Volkssozialismus auf. Spengler redete vom preußischen, der Tatkreis vom konservativen Sozialismus. Neonazis sprechen vom deutschen, Neofaschisten vom europäischen Sozialismus. Otto Strasser stellte dem Nationalsozialismus den nationalen Sozialismus gegenüber, der wie Perons Justicialismus oder wie der Solidarismus eine „dritte Kraft“ zwischen Marxismus und Kapitalismus sein

sollte. Die Disproportion zwischen Prestigeverlust des Sozialismus und allgemeiner Usurpierung des Begriffs ist auffallend. Gleichzeitig entstand ein asiatischer Sozialismus, der sich dem bisherigen nur sehr lose anbaute, während der Sozialismus in Nordamerika überhaupt kaum Fuß fassen kann.

Zu der Spaltung und den Fehlschlägen gesellt sich die ideologische Zerklüftung. Sie erstreckt sich ebenso auf den Weg zum Ziel wie auf das Ziel selbst. Da Marx von einer demokratischen Organisation des Sozialismus, an einigen Stellen aber von einer vorübergehenden Diktatur des Proletariats zur Sicherung des Sozialismus sprach, beriefen sich seitdem Sozialdemokraten (wenngleich keineswegs alle) und Kommunisten auf Marx und suchten sich gegenseitig mit Zitaten zu widerlegen. Die Verewigung der Diktatur, die Ersetzung der Diktatur des Proletariats durch eine Diktatur über das Proletariat, ganz gleich ob in der Form der Einmann-Diktatur oder der oligarchischen „Kollegial“-Diktatur, von der heute die Rede ist, hat mit Marx nichts mehr zu tun. Wie weit Marx für diese Entartung dennoch verantwortlich ist, soll hier nicht untersucht werden.

Für diese teilweise oder völlige Abkehr von der Demokratie gab es viele Motivierungen: die Vorstellung, daß Kapitalismus an sich dem Wesen der Demokratie zuwiderlaufe, daß daher die politische Demokratie durch die „wirtschaftliche Demokratie“ (übrigens in sich ein schillernder Begriff) ergänzt werden müsse, daß die Demokratie ohne diese Ergänzung nur formal sei und demnach nicht respektiert zu werden brauche; die stärkere Betonung der Gleichheit auf Kosten der Freiheit; der Gedanke, daß, ebenso wie der Staat, auch das Parlament ein Werkzeug der Oberschicht sei, diese Demokratie, insbesondere infolge der Ungleichheit der Propagandamöglichkeiten und der Verwirrung der Wählerschaft durch ideologische Auseinandersetzungen, nicht echt sei; die Ansicht, daß das Proletariat in dieser Situation nicht seine wahren Interessen erkennen und nie die Mehrheit erobern, daß es erzielte Erfolge auch auf demokratischem Wege wieder verlieren könne, daß daher ein revolutionärer Schnitt notwendig sei und daß man durch eine vorübergehende Ausschaltung der Oberschicht ein Rückgängigmachen der getroffenen sozialen Maßnahmen verhindern müsse.

Die Einsicht, daß das Proletariat an sich nicht die Mehrheit der Bevölkerung hat, ja daß im Zeichen der Rationalisierung der prozentuale Anteil der Arbeiter (von Kriegszeiten abgesehen) sinkt, spielte bei diesem Unglauben in die Unmöglichkeit der Eroberung der Mehrheit keine direkte, höchstens eine unbewußte Rolle. Denn das war ja unmarxistisch, da Marx die Umwandlung der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung in Proletarier vorausgesagt hatte (das war zwar im Sinne einer allmählichen Verelendung richtig, nicht aber gemäß der von ihm selbst gegebenen klassenmäßigen Definition). Faktisch spielt dieses Moment der fehlenden proletarischen Mehrheit eine große Rolle. Es konnte denen, die am Arbeitersozialismus festhielten, in der Tat zusätzliche Argumente für die proletarische Diktatur liefern; es mußte diejenigen, die, voll Abscheu vor der Diktatur, an der Demokratie festhielten, zur Vertagung des Sozialismus bringen. Es ließ schließlich diejenigen, die den Sozialis-

mus nicht vertagen und dennoch an der Demokratie festhalten wollten, die Beschränkung des Sozialismus auf die Arbeiterschaft, also den „Arbeitersozialismus“, verwerfen zugunsten eines Bündnisses der Arbeiter, Bauern und Mittelschichten, eines Volkssozialismus. Wie weit dem die englische Praxis, das Eindringen von Labour in die Mittelschichten, entsprach, hängt von der Definition des Sozialismus ab; in England zeigt sich jetzt gerade als Reaktion darauf eine rückläufige Bewegung zum Arbeitersozialismus (Bevan).

Wie schon erwähnt, wäre eine Zerteilung in demokratische Sozialisten und in Kommunisten, im Sinne der Diktatur des Proletariats, ungenau. Denn die Kommunisten modifizierten die vorübergehende Retuschierung der Demokratie durch eine proletarische Diktatur und schufen einen Sklaven- oder Termitenstaat. Diejenigen, die an der Diktatur des Proletariats im marxistischen (oder luxemburgischen) Sinne festhielten, gehören entweder zu kommunistischen Splittergruppen, wie den Trotzlisten, oder kehrten in die Sozialdemokratien zurück. Dort bildeten sie den linken Flügel und trafen sich mit Kräften, die — auf der äußersten Linken — entweder noch Illusionen über die Kommunisten hatten, da sie sie so sehen, wie ihre von der Praxis so verschiedene Propaganda lautet, oder die an den Kommunisten lediglich die Abhängigkeit von Moskau kritisierten, oder die aus sich eine laxere Auffassung von Demokratie entwickelten, teils aus dem Gedanken, daß man nach der faschistischen Erfahrung nicht mehr so „zimperlich“ sein dürfe, daß man nach einem Wahlsieg nicht mehr die Macht abgeben solle und daß es eigentlich nur auf die Demokratie im proletarischen Sektor ankomme. Diese Auffassungen sind vor dem Zweiten Weltkrieg für den Austromarxismus kennzeichnend gewesen. Sie spielten bei der nochmaligen Spaltung des Sozialismus nach dem Kriege in Italien und Japan eine Rolle. Sie zeigten sich unter den spanischen Sozialisten (Caballero), sie sind die Erklärung für das Verhalten vieler Linker in den Ländern des Ostblocks (Fierlinger, Szakasits, Grotewohl). Sie wirken sich aber auch in Sympathien für Tito aus, müssen also nicht unter allen Umständen Moskau zugute kommen.

Die ideologische Zerklüftung erstreckt sich aber nicht nur auf die Frage der Demokratie oder des revolutionären Schnitts (bei dem später nicht mehr von der Mehrheit an sich, sondern nur von der Mehrheit des Proletariats, später nur von der Mehrheit unter den aktiven Kräften die Rede war; von da bis zur Machtergreifung durch die Minderheit, wie in Ungarn, bis zum Putschismus, wie in Mitteldeutschland 1921, in Kanton, war nur ein Schritt). Sie erstreckt sich auch auf den Sozialismus selbst. Wir sprechen jetzt nur von den demokratischen Kräften.

Es handelt sich dabei um drei Fragen: 1. das „Wie“. Welche Fülle von Nuancen: Sozialismus durch Mehrheitsbeschluß (mit oder ohne einen revolutionären Einschnitt, der gleichzeitig den Staatsapparat, die Beamtschaft, Schule, Justiz, den gesellschaftlichen Hintergrund und die Gesinnung erfaßt), in toto oder partiell, oder langsame, stufenweise Verwirklichung des Zieles, sei es durch radikale Maßnahmen, sei es durch Reformen, gleich einem „Hineinwachsen“ in den Sozialismus.

2. Wie soll der Sozialismus aussehen? Darüber gibt es eine wachsende Unklarheit. Seitdem Marx die Planung der Zukunft und die Ausarbeitung von Details über die Gestaltung des Sozialismus als Rückfall in den „utopischen Sozialismus“ der Saint-Simon, Proudhon und Fourier, als unwissenschaftlich und künstlich bezeichnet hatte, haben seine Jünger nicht mehr gewagt, die Zukunft zu planen, und die Denkschwärmer, die Opportunisten, die ohnedies gegenüber dem Endziel Gleichgültigen ließen es nur zu gerne bei diesem Zustand. Die Folgen zeigten sich schon verheerend im Jahre 1919. Man wußte nicht, was man wollte und was man tun, was man mit der Macht anfangen sollte, die einem unverhofft, vor allem aber nun doch „zu früh“ in den Schoß gefallen war.

Die dritte Frage ist die viel zu wenig beachtete Tatsache, daß in den sozialdemokratischen Parteien Sozialisten und Nichtsozialisten zusammenarbeiteten. Das bot den Kommunisten die willkommene Angriffsfläche, alle Sozialdemokraten als nichtsozialistisch zu bezeichnen — wobei ihr Haß bezeichnenderweise hauptsächlich dem linken Flügel galt, und zwar, weil er durch die radikalere Einstellung eine größere Konkurrenz bedeutete und die Vereinbarkeit eines entschiedenen Sozialismus mit einer humanitären Grundhaltung bewies, im Falle Deutschland außerdem deshalb, weil die Linke antinationalistisch und daher westlich orientiert war, also nicht in die Rapallo-Konzeption hineinpaßte und den Nationalbolschewismus als einen besonders schmachvollen Verrat an der Arbeiterbewegung empfand.

Bei dieser Uneinigkeit der Sozialdemokraten müssen wir noch etwas verweilen. Die einen wollten den Sozialismus, also die Vernichtung des Kapitalismus, wenn sie auch teilweise das Ziel in weiter Ferne sahen, teilweise seine Vernichtung mit Methoden anstrebten, die höchstens Nadelstiche bedeuteten und nicht zu seiner Vernichtung führen, ja indirekt zu seiner Stärkung beitragen konnten, außerdem teilweise in der Übergangszeit auch Koalitionsregierungen nicht ablehnten. Die anderen aber wollten gar nicht den Sozialismus, sondern — eine soziale Demokratie, in welcher der Anteil des Arbeiters am Sozialprodukt gesteigert wurde, sei es, um eine alte Benachteiligung auszugleichen und eine Gleichberechtigung zu erkämpfen, sei es, um unter Ausnutzung von Konjunktur und Machtposition sogar mehr als das herauszuschlagen. Diese Einstellung bedeutete nicht nur keine Vernichtung, vielmehr die Erhaltung des Kapitalismus, ja geradezu ein Interesse an seiner Prosperität, eine Parallelität der Interessen, eine Arbeitsgemeinschaft. Das ist heute noch der Standpunkt der amerikanischen Arbeiterbewegung, die sich ja auch nicht sozialistisch nennt. Es war der Standpunkt der britischen Arbeiterbewegung, doch ist sie heute in dieser Frage innerlich uneinig; auch die Gemäßigten waren ja für eine teilweise Nationalisierung. Der Schnitt ging auch durch die deutsche Sozialdemokratie hindurch.

Im Grunde haben also beide Gruppen entgegengesetzte Ziele. Wie läßt es sich erklären, daß diejenigen, die den Kapitalismus erhalten, und diejenigen, die ihn beseitigen wollen, in einer Partei zusammenarbeiten konnten? An sich müßte doch dieser Gegensatz in Ziel und Interesse, der

selten klar herausgeschält wird, ungeheuerlich erscheinen. Es gibt eine Menge Gründe: 1. Die einen haben wegen Marxens Bann gegen alle „Utopien“, die anderen aus Empirismus und im stolzen Bewußtsein, Männer der Praxis zu sein, das „Theoretisieren“ so verabscheut, daß ihnen diese Erkenntnis niemals ganz klar werden konnte; 2. das gemeinsame proletarische Band, die Wahrung der Interessen der Arbeiterschaft hielt sie zusammen; 3. man fürchtete jegliche Schwächung durch Spaltung, die nur der Gegenseite nützte, und sah die schrecklichen Folgen der durch den Kommunismus hervorgerufenen Spaltung zu deutlich vor Augen; 4. die Unterschiede wurden dadurch verwischt, daß manche Verfechter dieser sozialen Demokratie (nicht alle) sich auch Sozialisten nannten.

Wie schon oben erwähnt, gab ja jeder dem Sozialismus eine andere Deutung; für die einen war er die Verwirklichung der „Wirtschaftsdemokratie“, wie die Reformer sie verstanden, der sozialen Gerechtigkeit, der Gleichberechtigung der Arbeiterschaft, der Teilnahme der Arbeiter an der Verwaltung, in Regierung, Gemeinden, Fabriken, Banken; für andere aber lediglich die Beseitigung der Monopole und die Durchsetzung des Prinzips christlicher Verantwortung; für Nationalsozialisten und Faschisten die Unterordnung von Kapital und Arbeit unter den „neutralen“ Staat. All das hatte mit der marxistischen Definition des Sozialismus nichts zu tun, suchte den „Klassenkampf abzuschaffen“ und etwas „Drittes“ zu schaffen, das nach marxistischer Deutung nur eine Abart des Kapitalismus war, wobei es in manchem den Liberalismus endgültig abschaffte, in manchem ihn aber gerade wiederherstellte.

5. Die Unterschiede wurden ferner dadurch verwischt, daß viele Sozialisten das Ziel in solcher Ferne sahen, daß sie für die Gegenwart überhaupt keinen Gegensatz zu den anderen empfanden; 6. hinzu kam schließlich, daß die Verfechter sozialer Demokratie dort, wo der Anspruch auf Gleichberechtigung verwehrt wurde, durchaus kämpferisch und radikal sein mußten, sich daher an Radikalismus durchaus nicht immer von den anderen zu unterscheiden schienen, während die Sozialisten, sofern sie das Ziel nur in der Ferne sahen und stufenweise, durch Reformen, erreichen zu können glaubten, auch gemäßigt waren. Das trug natürlich dazu bei, die Unterschiede zu verkleinern, die Reform als das Gemeinsame erscheinen zu lassen.

So gibt es also praktisch folgende Nuancen:

- a) soziale Demokraten, die den Kapitalismus erhalten und lediglich größeren Anteil erkämpfen wollen;
- b) soziale Demokraten, die den Kapitalismus erhalten, aber reformieren wollen;
- c) soziale Demokraten, wie b, die diese Einstellung aber als sozialistisch bezeichnen;
- d) soziale Demokraten, wie a—c, die aber den Sozialismus als Fernziel akzeptieren;
- e) Sozialisten, die aber den Sozialismus als Fernziel betrachten;
- f) Sozialisten, die den Sozialismus durch Reformen etappenweise verwirklichen wollen;

- g) Sozialisten, die den Sozialismus mit einem Schlage, aber durch Mehrheitsbeschluß verwirklichen wollen;
- h) Sozialisten, die den Sozialismus in diesem Falle durch eine vorübergehende Diktatur des Proletariats sichern wollen.

Die Kommunisten betrachten sich zwar auch als Sozialisten, haben aber mit der Unterwerfung des Internationalismus unter die Interessen eines Landes (ja einer Volksgruppe, der Großrussen), der Errichtung eines Sklavenstaates, der Schaffung einer Hierarchie mit potenziierter Ungleichheit und der Verewigung der Diktatur die sozialistische Basis längst verlassen.

Sozialisten im engeren, marxistischen Sinne, also ohne die sozialen Demokraten einerseits, die Kommunisten andererseits, können hinsichtlich der Demokratie, der Revolution, der Eroberung der Macht, der Sicherung der Macht, des Tempos, der reformerischen oder radikalen Maßnahmen und der klassenmäßigen Basis differieren. Sie können ihr Ziel zu erreichen suchen durch Eroberung von Schlüsselpositionen, durch Veränderung der Leitung, durch Veränderung der Besitzverhältnisse, durch Veränderung der Gesinnung. Und hier setzen die Gegenwartsprobleme, die Begriffsverwirrung und das Dilemma unserer Tage ein, die aber ohne eine so ausführliche Analyse gar nicht verständlich gemacht werden könnten, um so mehr als durch das von 1933—1945 geschaffene Vakuum und das Dahinsterben der alten Generation die alte sozialistische Traditionskompanie, die um diese Dinge noch weiß, immer kleiner wird.

Lassen wir also die verschiedenen Möglichkeiten Revue passieren. Soziale Demokratie ist nicht Sozialismus. Man kann nicht die Begriffe willkürlich ändern. Wenn man den Sozialismus nicht will und die soziale Frage in Zusammenarbeit mit dem Kapital, durch Erhöhung des Anteils und Steigerung der Prosperität, zu lösen wünscht, dann soll man das klar sagen. Dann soll man offen erklären, man sei nicht gegen den Kapitalismus zum Zweck seiner Vernichtung, sondern nur insoweit, als er dem Partner den Anteil verweigert. Dann muß man die These revidieren, daß sich der Kapitalismus in einer ausweglosen Situation befinde, daß die Krisen unvermeidlich seien, daß die Diskrepanz zwischen Produktion und Konsumption immer größer werde, daß das Kapital in diesem Zustand der Planlosigkeit die Dinge nicht mehr meistern könne (selbst diese Version würde freilich den Klassenkampf noch nicht ganz ausschließen). Jedenfalls kann man dann nicht mit Sozialisten auf weite Sicht zusammenarbeiten.

Will man eine Reform des Kapitalismus? In welcher Form? Im Sinne eines „neutralen Staates“, der über den Klassen steht und zwischen Kapital und Arbeit zu vermitteln hat? Das wäre — rein theoretisch — das demokratische Gegenstück zur faschistischen Konzeption, die, auf antidemokratischer Basis, auch auf dem Papier, mit dem neutralen Staat operiert. Oder betrachtet man dieses nach den Erfahrungen der Weimarer Republik als gescheitert? Will man eine schrittweise Entwicklung, durch soziale Maßnahmen, durch Vergößerung der politischen und wirtschaftlichen Macht der Arbeitnehmer, durch Schaffung eines sozialistischen

Sektors, der langsam anwächst? Was sagt man dann zu den in den 30er Jahren unter Léon Blum gemachten Erfahrungen in Frankreich, wo die Arbeiter das, was sie in die eine Tasche bekamen, aus der anderen Tasche bezahlen mußten, das Kapital (ähnlich wie bei der allerersten Arbeiterregierung in Norwegen) „sabotierte“, durch die Nadelstiche nicht geschwächt und nur gereizt wurde, bis die eine Seite, verärgert, mit dem Faschismus, die andere Seite, enttäuscht, mit dem Kommunismus zu liebäugeln begann? Und was sagt man zu den Erfahrungen in England? Die Kritiker behaupten, daß das Kapital als Ganzes keineswegs geschwächt wurde, daß es die Verlustbetriebe gegen Entschädigung los wurde und sich auf die lukrativen Zweige konzentrierte, ohne daß in dem nicht mehr privaten Sektor die alten Spannungen aufhörten.

Bekanntlich führten die englischen Erfahrungen dazu, daß die einen die Losung „Weniger Sozialismus als bisher“ und die anderen die Parole „Mehr Sozialismus anstatt weniger“ ausgaben. Eine Totallösung an Stelle der teelöffelweisen Einführung des Sozialismus oder des langsamen Hineinwachsens oder der als Sozialismus deklarierten Reformen würde zwar Bewegungen, die der Echternacher Springprozession gleichkommen, ausschließen. Sie würde auch das erfassen, was der Marxismus als den Überbau bezeichnet (Rechts- und Schulwesen, die gesellschaftlichen Konventionen, Traditionen, Vorurteile und Tabus, die Geldgesinnung, die allgemeine Kommerzialisierung aller Erscheinungen). Aber ihre Verwirklichung schafft zunächst neue Probleme. Wie soll die Mehrheit erzielt werden? Wenn durch Ausdehnung der Basis auf die Mittelschichten und die Bauern, wie sollen die Interessen in Einklang gebracht werden? Dabei sei eingeschaltet, daß zwar in den skandinavischen Ländern verschiedentlich, wenn auch nicht ständig, dies Bündnis verwirklicht wurde, aber es geschah auf einer reformerischen, nicht auf einer sozialistischen Basis. Wenn man aber an der einseitigen Begrenzung auf die Industriearbeiter festhält, im „proletarischen Turm“ bleibt, wie will man das Ziel mit der Demokratie, der Anwendung des Mehrheitsprinzips vereinbaren, ohne Gewalt anzuwenden, ganz zu schweigen von der Versuchung, sich einer rückläufigen Bewegung durch vorübergehende Außerkraftsetzung der Demokratie zu entziehen?

Das führt zu einem auf höherer Ebene liegenden Problem: Ist radikale soziale Umgestaltung auf freiheitlicher Grundlage überhaupt möglich? Die Verneinung dieser Frage führte die einen dazu, sich mit Reformen zu begnügen, die anderen, auf die Freiheit zu verzichten. Daher das Interesse weiter Kreise an der Entwicklung des Titoismus. Die einen sehen in ihm nur den Zwillingbruder des Moskauer Kommunismus, argwöhnen sogar, daß nur ein Scheinkampf geführt werde, halten eine Wiederverständigung für möglich und verweisen auf Titos Abhängigkeit von den noch immer existierenden kominformtreuen Zellen. Die anderen erklären ihn zum Verbündeten, der also darum doch schon demokratisch sein müsse. Sie überbewerteten das Tempo der Liberalisierung und machen ihn, ungeduldig mit den bisherigen Labour-Erfahrungen, zum Vertreter der einzigen Alternative gegenüber einem nichtsozialistischen Reformertum.

Damit entsteht automatisch die weitere Frage nach der Möglichkeit des Sozialismus in einem Lande. Das sei, so sagen konsequente Marxisten, die Quelle allen Übels, ganz gleich, ob es sich um die Sowjetunion handle, die obendrein eine Entwicklungsstufe übersprang, die marxistische These vom technischen Reifegrad als Voraussetzung ignorierte und die aus dem Feudalismus überkommene Arbeitsunlust mit Terror überwinden wollte, oder um Länder, die auf demokratischem Wege eine stufenweise Entwicklung versuchten. Die Folgen seien Nationalismus, ganz gleich, ob er internationalistische oder pazifistische Traditionen zu überwinden habe, und Beschränkung der Freiheit, auch dann, wenn demokratische Traditionen im Wege ständen. Die Kombination von radikalem und freiheitlichem Sozialismus sei nur in weltweiten Räumen möglich, während die Entstehung von ein paar Dutzend nationalen Sozialismen eine Absurdität sei. Darauf lautet also die Gegenfrage, ob demnach die Verwirklichung des Sozialismus auf die Weltregierung warten müsse und ob die Lösung der sozialen Frage denn überhaupt so lange aufgeschoben werden könne.

Marx hat, in seinem Abscheu vor „Utopismus“, niemals klar ausgeführt, was er unter Vergesellschaftung verstehe. Inzwischen haben wir die verschiedensten Formen erlebt, von der Verstaatlichung, die ja gar nicht mit der Vergesellschaftung identisch ist, über die Nationalisierung bis zur Vergenossenschaftung oder zu bestimmten Mischformen. Die höhnische Verwerfung des „Theoretisierens“ hat dazu geführt, daß man sich nicht Klarheit darüber verschaffte, worin sich etwa die Verstaatlichung der Eisenbahnen im Deutschen Reich von Sozialisierung unterschied, wieso Nationalisierungsmaßnahmen keineswegs eine sozialistische Ära einzuleiten brauchen, welche Folgen das Mitbestimmungsrecht der Arbeiter in den Betrieben in der heutigen Wirtschaftsform hat und warum die Abschaffung des Kapitalismus in der Sowjetunion keineswegs Sozialismus bedeutet.

Inzwischen hat sich aber erwiesen, daß die Frage des Eigentums nicht wichtiger ist als die Frage der Leitung, ob es sich um die einzelnen Betriebe oder um die Kommandohöhen der Wirtschaft handelt. Zwar zeigen die Eigentumsverhältnisse an, von welcher Seite her der Wirtschaft der Charakter aufgedrückt wird. Aus diesem Grunde gibt es auch verschiedene Inhalte der Planung (die, als Lenkung statt als Dirigierung, durchaus mit Freiheit vereinbar sein kann, vor allem, wenn sie nicht in den Panzer einer nationalen Wirtschaft gepreßt wird). Aber die Überschätzung des Eigentumsbegriffs und die Tendenz, dem Staat eine Machtfülle zu geben, haben viele zu Gegnern des Sozialismus gemacht, besonders nachdem sie sahen, daß die Faust des Staates viel drückender sein kann. Das wurde noch verschärft durch die Fetischisierung der Großgebilde, die an sich freiheitsfeindlich sind. Die Entwicklung zu wirtschaftlichen Großräumen muß gar nicht als notwendige Konsequenz zur Zentralisierung führen und der Föderalisierung widersprechen. Im Gegenteil, die gleichzeitige Föderalisierung ist das notwendige Korrelat zur Verhütung eines Super-Staates.

Man muß vom Doktrinarismus loskommen, ohne aber deswegen alle Konzepte zu verbrennen. Man muß aber auch vom „Perfektionismus“

loskommen, der wirklichkeitsfremd ist, und sehen, daß man nur ein Optimum erreichen kann und daß es durchaus keine Schande ist, wenn die Synthese eklektisch aussieht.

Man muß die richtige Mitte finden zwischen Staatsallmacht und einer Freiheit, die nicht durch Verantwortung gebändigt ist. Soziale Neugestaltung muß ohne Bürokratisierung möglich sein und bedeutet nicht die Umwandlung aller Werktätigen in Beamte. Man kann ihr durch den Aufbau der wirtschaftlichen Selbstverwaltung der Gewerkschaften, bäuerlichen Genossenschaften und Mittelstandsorganisationen entgegenwirken. Soziale Neugestaltung muß nicht gleichbedeutend sein mit Uniformierung, die ja gerade ein Erbteil der alten Ordnung ist. Zwischen schrankenlosem Individualismus und schematisierendem Kollektivismus gibt es eine schöpferische Synthese, welche die Fruchtbarkeit des Individualismus mit dem Gemeinschaftsgeist kombiniert. Einzelinitiative und persönliche Verantwortung können in die Wirtschaft eingebaut werden, ohne den Charakter der sozialen Umgestaltung zu verwischen. Selbst eine radikale Umgestaltung sollte die Kleinbetriebe in Handel, Industrie, Handwerk und Landwirtschaft erhalten. Es sollte also eher die Betriebsgröße als der Betriebszweig für die zu treffenden Maßnahmen maßgebend sein.

Das Zusammenwirken Staat-Belegschaft-Betriebsleiter stellt eine Synthese aus den verschiedenen Prinzipien dar, die bisher im Kampfe lagen. Die Einseitigkeiten des Syndikalismus, dessen Ruf nach Freiheit gegenüber dem Staatsmoloch und nach Dezentralisierung wohl zu beachten ist, der aber, auf sich allein gestellt, einen neuen Produzentenegoismus bedeuten würde, werden durch die Mitbestimmung des Staates und die Rechte des Betriebsleiters verhütet. Die Totalität der Staatsallmacht wird durch die Mitbestimmung der Belegschaft und die Befugnisse des Betriebsleiters, als Gegengewicht gegen Bürokratismus, Verantwortungsscheu und Initiativlosigkeit, verhütet. Die Allmacht des Betriebsleiters wird schließlich durch das Zusammenwirken von Staats- und Belegschaftsvertretern eingeschränkt, die in sozialen Fragen zusammengehen dürften. Wenn der Staat der Eigentümer ist, *ohne* der alleinige Bestimmende und *ohne* der alleinige Nutznießer zu sein, kann er bei Verstößen — aber nur dann — einschreiten und das Interesse der Gesamtheit, einschließlich der Konsumenten, wahrnehmen. Durch das Prinzip der Selbstverwaltung, durch Dezentralisierung und durch die Möglichkeit, in vielen Fällen der Kommunalisierung den Vorzug zu geben, wird der Staatsallmacht ein Riegel vorgeschoben. Die Neuerungen sind hierbei die Mitbestimmung der Belegschaft, eine alte Forderung von links (die in der Sowjetunion nicht verwirklicht wurde, da alle nur ausführende Organe des Staates sind), und die Rechte des Betriebsleiters, eine alte Forderung von rechts. Das Eigentums- und Eingriffs-Recht des Staates schließt eine elastische Form der Besitzregelung (Eigentum und Besitz verschieden) nicht aus. Man kann sich staatliche, kommunale, genossenschaftliche, private und gemischte Betriebe vorstellen. Die Teilung der Nutznießung aus den Betrieben zwischen Staat, Betriebsleiter und Belegschaft kann nach einem festzulegenden Schlüssel erfolgen. Eine solche Regelung unterscheidet sich

von den Reformversuchen durch den radikalen Schnitt und das Postulat einer Abkehr von dem gesellschaftsschädlichen und kulturfeindlichen Geist des Kommerzialisismus, der alles durchdringt, aber von den Radikalen durch die Erhaltung des privaten Sektors, das undoktrinäre Suchen nach einer Synthese, die Betonung des ethischen Moments und der Freiheit.

Es kam hier nur darauf an, die Probleme herauszuschälen, die heute in einem Zustand chaotischer Verwirrung fast verschüttet sind, und durch einige Fragen und Gesichtspunkte einen Ausweg ins Freie andeutungsweise zu versuchen.

Vor 80 Jahren in der Deutschen Rundschau

Die Aufgabe, welche sich die „Deutsche Rundschau“ gestellt hat, auf allen Gebieten geistigen Schaffens in Deutschland ein treuer Spiegel der jeweiligen Entwicklung zu sein, überhebt uns jedes Vorwurfes der mangelnden Sachlegitimation, wenn anders eine periodische Verifizierung der Maße der einzelnen, unser wirthschaftliches Leben nicht nur bewegenden, sondern selbst repräsentirenden Fragen überhaupt einer besonderen Begründung bedarf. Daß wir bei dieser Ausschau, bei dieser — um ein Wort in seiner ursprünglichsten Bedeutung zu gebrauchen — „Speculation“ unsern Blick keineswegs auf Deutschland beschränken dürfen, macht die innige Continuität gleicher wirthschaftlicher Probleme für verschiedene politische Gebiete wol begreiflich. Damit sind wir indeß weit entfernt, zuzugeben, daß gleiche Beobachtungen gleiche Resultate erlauben. Die Volkswirthschaft ist eben ein für allemal keine sogenannte exacte, sondern nur eine speculative Wissenschaft, deren Axiome auch nur dann Anspruch auf Vollgültigkeit haben, wenn gleiche Beobachtungen auch unter den gleichen Voraussetzungen gemacht wurden. Die Volkswirthschaft, warnte ein geistreicher Nationalökonom, kennt keine Experimente, wie die Naturwissenschaften, sie kann nicht von der Wirkung auf die Ursache mit Sicherheit schließen, ihr steht nur der umgekehrte Weg als eine einigermaßen verlässige Fahrstraße offen.

Nun davon gab uns ja die jüngste Perturbation unseres Geldmarktes das sprechendste Zeugniß; noch heute ist die Entweichung der neuen Reichsgoldmünzen und deren wirkliche Ursache eine unter den Fachgelehrten streitige Frage . . . Viel zu wenig hat man wol den Umstand gewürdigt, daß dasselbe Land, das wir in kurzer Zeit um einen großen Theil seines Metallschatzes erleichterten, alle Ursache hatte, sich des Entbehrten wieder zu versichern. Diesem Streben Frankreichs, das practisch die Wiederermöglichung der Baarzahlung an Stelle des Papierzwangscurses genannt werden muß, war natürlich schon die geringste Menge, die sich in der Goldbewerthung am Weltmarkte zu seinen Gunsten zeigt, eine ausreichende Attractionskraft . . . aber auch im Innern Deutschlands selbst sitzt ein heißhungriger Verzehrer des deutschen Münzgoldes: von dem Momente ab, der das letztere billiger werden ließ, als das Gold im Handelsverkehr — und dieser Unterschied betrug zeitweilig bis $3\frac{1}{3}$ Thlr. — zog natürlich der ökonomische Sinn der deutschen Goldwaarenindustrie die 10- und 20-Markstücke den theuereren Napoleons und Sovereigns vor.

(Jahrgang 1, Heft 3. Volkswirtschaftliche Rundschau)

Aufstieg und Niedergang der Sozialistischen Einheitspartei

II

*Wir werden siegen, weil der Weg des Kampfes für Frieden,
Einheit, Demokratie und Sozialismus zu einem glücklichen
Leben des Volkes führt.* Walter Ulbricht

Eine entscheidende Zäsur in ihrer so kurzen und dramatischen Parteigeschichte stellte für die SED der III. Parteitag am 20./24. Juli 1950 dar. Freilich hatte schon die vorausgegangene Entwicklung eindeutig alle Erwartungen einer 1946 fusionsfreudigen und relativ großen Minderheit in der sowjetzonalen Sozialdemokratie — daß sich nämlich die SED auf einer mittleren, gemäßigten politischen Linie bewegen würde — zu hoffnungslosen Illusionen gemacht, denn genau wie bei der Verschmelzung der KPD mit dem linken Flügel der USPD im Dezember 1920 verstanden die Kommunisten unter einer „Vereinigung“ beider Arbeiterparteien nichts anderes als die Absorption sozialdemokratischer Mitgliedermassen unter kommunistischer Führung; aber nachdem dieses Ziel erreicht und eine Vielzahl ehemals sozialdemokratischer Funktionäre in der SED gleichgeschaltet schien, da sollte auch der letzte Rest innerparteilicher Demokratie und scheinbarer Gleichberechtigung liquidiert werden. Die politisch-ideologische und organisatorische Umwandlung der SED zu einer totalitären Partei wurde in jeder Beziehung verwirklicht.

Die „Partei neuen Typus“

Um den demokratischen Schein zu wahren, wurde das Forum des III. Parteitages bemüht, das in gewohnter „Einstimmigkeit“ verschiedene Beschlüsse fassen mußte und so eine Reihe tiefgreifender Manipulationen in die Wege leitete — u. a. eine umfangreiche Parteisäuberung und die Durchführung eines „Parteilehrjahres“. Gleichzeitig beschloß das Plenum ein neues Parteistatut, das den vorherigen, noch ziemlich demokratischen inneren Aufbau der SED als unnützen Ballast über Bord warf und entsprechend dem strukturellen Gefüge der KPdSU das „Prinzip des demokratischen Zentralismus“ einführte, den konsequenten Zentralismus im Aufbau der Partei; dieser Grundsatz besagt, daß „alle Beschlüsse der höheren Parteiorgane für jede untere Organisation verbindlich sind und straffe Parteidisziplin zu üben ist“ (Statut). Jede untergeordnete Einheit hat sich der übergeordneten bedingungslos zu fügen. Erstmals wurden zudem „Pflichten und Rechte des Parteimitgliedes“ festgelegt — vor allem Pflichten — die einigen Aufschluß von den Konsequenzen vermitteln, die sich für den einzelnen Genossen aus der „revolutionären Parteidisziplin“ ergeben können.

Das neue Statut behielt den Parteitag als „höchstes Organ“ bei, doch steht ihm praktisch keinerlei wesentliche Funktion mehr zu (seit 1950 wurde auch noch kein Parteitag wieder abgehalten). Zwischen den Parteitagen tritt periodisch das Zentralkomitee als oberste Parteinstanz zusammen, das „die gesamte Tätigkeit der Partei“ leiten soll. Es besteht gegenwärtig aus 51 Mitgliedern (unmittelbar nach seiner Wahl durch den III. Parteitag 37 Kommunisten gegenüber 14 ehemaligen Sozialdemokraten) und 30 Kandidaten ohne Stimmrecht. Das Zentralkomitee „wählt“ überdies die Zentrale Parteikontrollkommission und das Politbüro, sowie — jedenfalls nach dem inzwischen allerdings schon revidierten Statut von 1950 — ein zentrales Sekretariat für die „allgemeine Leitung der Organisationsarbeit“ und die „operative Führung“ in der Partei; außerdem kann das ZK sogenannte Parteikonferenzen einberufen, die über „dringende Fragen der Politik und Taktik“ beschließen.

Die eigentliche Macht in der Partei liegt natürlich in erster Linie beim Politbüro, dem nach seiner Neuwahl auf dem I. Plenum des ZK am 25. Juli 1950 neun Mitglieder und sechs Kandidaten angehörten. Wenn sich das vorherige Politbüro immerhin noch aus vier Kommunisten und drei Ex-Sozialdemokraten (zuzüglich je einem Mitglied von KPD und SPD als Kandidaten) zusammensetzte, so wies die neue Garnitur nicht weniger als sieben Kommunisten und nur noch zwei Sozialdemokraten als Mitglieder, nicht weniger als fünf Kommunisten und nur einen Sozialdemokraten als Kandidaten auf. Bei diesem Tatbestand konnte es keinen Zweifel mehr daran geben, daß die ehemaligen Sozialdemokraten in der SED von *jedem* Einfluß auf die Parteiführung ausgeschaltet waren. Noch deutlicher sollte sich das an der personellen Besetzung einer für den Apparat der Partei so entscheidenden Institution wie dem Sekretariat beim ZK zeigen, unter dessen elf Mitgliedern nur noch ein einziger Sozialdemokrat zu finden war. Da das Politbüro gegenüber dem Sekretariat ohnehin weisungsbefugt ist und von den elf Mitgliedern des Sekretariats drei zugleich dem Politbüro angehörten, hatte sich alle politische Gewalt in der Partei auf eine kleine Gruppe kommunistischer „Apparatschiks“ konzentriert. Irgendwelche sozialdemokratische Opposition in der Parteileitung war undenkbar geworden.

Selbst das Politbüro kann allerdings nicht als wirklich kollektives Organ gelten. Schlüsselfigur in der Partei war vielmehr Walter Ulbricht geworden, Moskaus Vertrauensmann in Deutschland, dem seinerzeit als Generalsekretär auch das Sekretariat unterstand. Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl traten zwar weiterhin als Parteivorsitzende in Erscheinung, aber sie übten in dieser bestenfalls repräsentativen Position keine Funktionen aus.

Die große Tschistka

Wenn diese Manipulationen schon den Durchbruch zur „Partei neuen Typus“ eindringlich genug betont hatten, so geschah dies erst recht mit den in der Folgezeit einsetzenden massenweisen Säuberungsaktionen, die hohe Parteifunktionäre ebensowenig verschonten wie Hunderttausende einfacher Parteimitglieder — und die zu den finstersten Kapiteln der

Parteichronik zählen; sie sind nur vergleichbar mit den in der KPdSU praktizierten Methoden, mit denen Stalin nach dem Tode Lenins jede oppositionelle Regung im Blute erstickte. In der Sowjetunion prägte sich der Ausdruck „Tschistka“ (= Säuberung) dafür. Solche Säuberungen entsprechen den Notwendigkeiten der veränderlichen Strategie und Taktik der jeweiligen kommunistischen Partei. Für gewöhnlich werden bei jeder neuen Wendung der Generallinie die radikalsten Epigonen der alten Politik auf dem Hochaltar des roten Götzen geopfert, damit die Partei und alle Welt die Kursänderung ernsthaft wahrnehmen sollen. Vielfach sind es freilich auch nur Machtkämpfe verschiedener innerparteilicher Fraktionen, die auf diese Weise ausgetragen werden.

Seit Sommer 1948 war die Mitgliederzahl der SED parteiamtlichen Angaben zufolge bereits auf rund 1 770 000 zur Zeit der I. Parteikonferenz im Januar 1949 zurückgegangen. Bis zum III. Parteitag reduzierte sich diese Zahl weiterhin auf 1 550 000 Mitglieder und 122 000 Kandidaten. Mit der Reorganisierung der Partei war endlich die Gelegenheit auch für eine allgemeine Parteisäuberung gekommen.

Als Präludium zu diesem schaurigen Theater hatte sich Ulbricht eine sensationelle „Erklärung des Zentralkomitees und der Zentralen Parteikontrollkommission“ über angebliche Verbindungen führender deutscher Kommunisten zum amerikanischen Geheimdienst ausgedacht. Einige alte Parteihelden von bestem Schrot und Korn mußten von der Bildfläche verschwinden, unter ihnen Paul Merker (ehemaliges Mitglied des Politbüros), Lex Ende (ehemaliger Chefredakteur des SED-Zentralorgans „Neues Deutschland“), Leo Bauer (ehemaliger Chefredakteur des kommunistischen Radio Berlin) und andere¹⁾; deutsche Kommunisten, denen ihre Emigration während der Hitlerdiktatur in westliche Länder zum Verhängnis wurde; sie sind teilweise elendig umgekommen (wie Lex Ende) oder wurden vom „Staatssicherheitsdienst“ verhaftet (wie Paul Merker). Motiv für ihren Untergang war immer der Verdacht ihrer wirklichen oder fiktiven Opposition gegenüber der Omnipotenz Walter Ulbricht, dem Repräsentanten der Moskauer Emigranten-Clique.

Dem Revirement in der Spitze der Parteihierarchie folgte das allgemeine „Großreinemachen“. Auf Anweisung des III. Parteitages beschloß das Zentralkomitee auf seiner 3. Tagung am 26./27. Oktober 1950 eine Überprüfung aller Mitglieder der SED, den Umtausch der Mitgliedsbücher für die Zeit vom 15. Januar bis zum 30. Juni 1951 und verhängte für die Dauer vom 15. November 1950 bis zum 30. Juni 1951 eine Mitgliedersperre. Zum ersten Male in der Geschichte des deutschen Kommunismus wurde jedes einzelne Parteimitglied von mehr als 6000 sogenannten Grundkommissionen über seine politische Orientierung „befragt“. Kriterien für seine Einschätzung waren u. a. die Einstellung gegenüber der Sowjetunion und zur Oder-Neiße-Grenze, sowie die Haltung in der Frage „gerechter Kriege“. Die mit der Mitgliederüberprüfung verbundene Säuberungsaktion reduzierte den Mitgliederstand durch Ausschlüsse, „Streichungen“ und Rückversetzung in den Kandidatenstand um rund

¹⁾ Vgl. Maximilian Braun: „Der Fall Lex Ende und Genossen“, D.R. 79. Jahrgang, 1953, Heft 2, Seite 131 ff.

250 000 Mitglieder. Nach Abschluß dieser Prozedur dürfte die SED einen Bestand von 1 300 000 Mitgliedern registriert haben; damit war sie zahlenmäßig wieder auf dem Stand von 1946 angelangt.

Der Personenkreis, der von der großen Tschistka erfaßt wurde, läßt sich kaum differenzieren. In der Mehrzahl waren es wohl gemäßigte Elemente, hauptsächlich alte Sozialdemokraten. Es waren aber auch „Versöhnler“ und „Sektierer“ aus der KPD vor 1933, „Kosmopoliten“ und „Pazifisten“ — kurzum alle jene Kräfte in der Partei, die sich hemmend auswirken konnten auf den zunehmend verschärften Kurs.

Die Parteisäuberung und der ständige Zwang zur ideologischen Schulung konnten auf die Dauer ihre Wirkung nicht verfehlen. Selbstverständlich gab es in der Masse noch immer — vornehmlich ältere — Mitglieder, deren Denken sich trotz allem nicht gleichschalten ließ, aber was konnte das nützen? Von der politischen Willensbildung ohnehin ausgeschlossen, bedeutete jede fundierte Kritik an der Partei für den einzelnen schon ein Wagnis — und ein offener Bruch mit der Partei konnte an seine existenziellen Grundlagen rühren.

Eine notwendige Ergänzung zu den Vorgängen nach dem III. Parteitag war ein in den Parteikadern systematisch vollzogener Umschichtungsprozeß, in dessen Verlauf ein Großteil älterer Funktionäre aus beiden Parteien durch geschulte Kräfte jüngerer und jüngsten Alters aus den „Beständen“ des Kommunistischen Jugendverbandes (KJV) und auch schon der FDJ, seiner Nachfolgeorganisation, ersetzt wurde. Diese jungen, politisch unerfahrenen Menschen wissen nicht mehr um die leidenschaftlichen theoretisch-ideologischen Auseinandersetzungen der KPD zu Anfang der zwanziger Jahre. Denn die junge Generation des deutschen Kommunismus wurde auf den Parteischulen der SED (und der KPdSU) bewußt im blinden Glauben an das bolschewistische Dogma erzogen, sie ist „diszipliniert“ und somit „zuverlässig“. Die Funktionäre und Parteimitglieder zwischen 25 und 40 Jahren bilden heute den eigentlichen Rückhalt der Partei.

Wiedergeburt des „deutschen Imperialismus“

Agitation und Propaganda der SED in den Jahren 1949—51 standen im Zeichen des „verschärften Klassenkampfes“ und — unter dem Schlagwort von der „revolutionären Wachsamkeit“ — des „unerbittlichen Kampfes gegen Spione und Saboteure“. Mit dem grotesken Spuk um „Spionage“ und „Sabotage“ sollte von den wirtschaftlichen Mißständen abgelenkt werden. Im Gegensatz zur „Deutschen Demokratischen Republik“ wurde die Bundesrepublik als „Kolonie der Wallstreet“ diffamiert, deren Wirtschaft von Demontagen „total geschwächt“ sei und durch den Marshall-Plan „versklavt“ würde. Bis eine radikale Wendung befohlen wurde: Auf seiner 6. Tagung am 13./15. Juni 1951 erkannte das Zentralkomitee auf „Wiederersterben des deutschen Imperialismus“ und folgte in seltsamer Logik zu vorherigen Argumenten, daß die „wirtschaftliche Entwicklung Westdeutschlands seit dem Beginn des Marshall-Plans bedeutend schneller voranschreitet als die der übrigen westeuropäischen Länder“. Ulbricht verstieg sich zu der These, daß „der amerikanische Imperialismus . . . die

deutschen Imperialisten . . . zu seinen Hauptverbündeten“ gemacht habe, „um mit ihrer Hilfe den Krieg gegen die Sowjetunion und gegen alle demokratischen Kräfte in Europa zu führen“.

Sinn und Zweck solcher ideologischen Kapriolen, die während der Berliner Konferenz der vier Außenminister erneut traktiert wurden, war allzu offensichtlich das nicht immer vergebliche Bestreben, die deutsch-französischen Beziehungen zu stören — und weiterhin sollte damit die nicht mehr zu verdeckende Remilitarisierung in der Sowjetzone „begründet“ werden.

Walter Ulbricht wollte den „Sozialismus“ aufbauen

Eine neue Phase brach mit der II. Parteikonferenz der SED am 9./12. Juli 1952 an. „Die politischen und die ökonomischen Bedingungen sowie das Bewußtsein der Arbeiterklasse und der Mehrheit der Werktätigen“, so verlautete eine „einstimmige“ Resolution, seien inzwischen „... soweit entwickelt, daß der Aufbau des Sozialismus zur grundlegenden Aufgabe in der Deutschen Demokratischen Republik geworden ist“. Mehr nicht! Walter Ulbricht proklamierte in absoluter Verkennung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten in der Sowjetzone seinen radikalen terroristischen Kurs, dessen Folgen letztlich zum Volksaufstand am 17. Juni 1953 führten.

Bei der Masse der Parteimitglieder machte sich mehr und mehr eine sterile Lethargie breit. Die Funktionärsschicht hatte sich von den Massen selbst isoliert. Die Mitgliedschaft war willenlos dem Apparat ausgeliefert, der sich zu einem trägen bürokratischen Ungetüm verselbständigt hatte. Alle relativen Freiheiten der Diskussion und der Kritik aus der Zeit 1946—48 und die ehrliche Begeisterung der Mitglieder waren einer stickigen Atmosphäre des gegenseitigen Mißtrauens gewichen — und des geistigen und physischen Terrors. Das Ritual von „Kritik und Selbstkritik“ steigerte sich zum Selbstzweck. Der Kult um Stalin und die Sowjetunion nahm widerliche Formen an.

Um die Jahreswende 1952/53 kündigte sich eine neue Säuberungswelle an — ausgelöst durch den Prager Schauprozeß gegen Rudolf Slansky und andere. Das Zentralkomitee zog seine eigenen „Lehren aus dem Prozeß gegen das Verschwörerzentrum Slansky“ und wollte nunmehr „in allen Fragen restlos Klarheit schaffen“. Damit holte Walter Ulbricht zum zweiten Schlag aus gegen die Gruppe kommunistischer West-Emigranten, die schon im August 1950 angegriffen worden war.

Das neue Kesseltreiben, das anfänglich stark antisemitische Züge aufwies („Entlarvung der Zionisten als einer Agentur des amerikanischen Imperialismus“), beschränkte sich zunächst zwar wieder auf Paul Merker und einige Statisten, doch schien es sich mehr gegen die innere Opposition zu Walter Ulbricht im Politbüro zu richten — gegen die letzten alten Kommunisten, die sich ihm gegenüber bislang behauptet hatten: Franz Dahlem, Wilhelm Zaisser, Rudolf Herrnstadt und vielleicht auch noch Anton Ackermann.

Zuerst mußte Franz Dahlem gehen, langjähriger Kader-Chef der SED, Mitglied des Politbüros und des zentralen Sekretariats. „Keine Partei-

leitung darf über ungeklärte Fragen in der Vergangenheit oder im gegenwärtigen Verhalten der Kader versöhnlicherisch hinwegsehen“, grollte das Zentralkomitee. „Wer Kader auswählt oder entwickelt, deren Verhalten parteimäßig unklar ist, muß zur Verantwortung gezogen werden.“ Das war ein erster, verhaltener Angriff zu einem Zeitpunkt, da Hermann Matern, Chef der Zentralen Parteikontrollkommission, bereits ein Untersuchungsverfahren gegen Dahlem eingeleitet hatte. Ähnlich wie bei Merker diente hierbei als formaler Grund Dahlems politische Haltung, die er 1939 als Chef der Pariser Zentrale der Exil-KPD u. a. in der Frage des Stalin-Hitler-Paktes eingenommen hatte. Kaum drei Monate darauf wurden die Vorwürfe schon massiver. Karl Schirdewan, damals Mitglied des Sekretariats beim ZK und Ulbricht treu ergeben, kritisierte auf der 2. Organisationsberatung des Zentralkomitees am 24./25. April 1953 das „parteifeindliche Verhalten von Parteifunktionären“ und ereiferte sich, „daß es Elemente gibt, die sich mit feindlichen Absichten eingeschlichen haben und manchmal sogar bis in die Leitungen vorgedrungen sind“. Noch immer war Dahlems Name nicht gefallen, aber sein Sturz war eine beschlossene Sache. Auf dem 13. Plenum des ZK am 14./15. Mai 1953 wurde er sämtlicher Funktionen enthoben, aus dem Zentralkomitee und damit aus dem Politbüro, doch nicht aus der Partei ausgeschlossen — wegen „politischer Blindheit gegenüber der Tätigkeit imperialistischer Agenten und wegen nichtparteimäßigen Verhaltens“. Sein Schicksal teilten Lena Fischer und Hans Lauter, beide ZK-Mitglieder. Hingegen vermochte Ulbricht noch nicht, Wilhelm Zaisser zu beseitigen, seinen letzten Gegenspieler von Gewicht.

Die Entwicklung sollte indes einen anderen, einen vermutlich unerwarteten Gang nehmen. Sämtliche Schlüsselpositionen in der Staats- und Wirtschaftsbürokratie waren systematisch mit Kommunisten besetzt, außerdem lenkt und kontrolliert die SED alle „überparteilichen“ Massenorganisationen — die zentralen Positionen der FDJ, des FDGB, des DFD, des Kulturbundes, der deutsch-sowjetischen Gesellschaft u. a. sind durchweg von SED-Funktionären besetzt — und zudem die „Nationale Front“, zu der sich alle Parteien und Massenorganisationen noch einmal zusammenschließen mußten. Die „bürgerlichen“ Parteien waren in das armselige Dasein von formal bestehenden Schein-Parteien gedrängt worden. Die SED hatte sich zur monopolistisch herrschenden Staatspartei gemacht, folglich war ihre Politik zugleich die Politik der „Regierung“ Grotewohl.

Und diese Politik führte in die Katastrophe — seit der II. Parteikonferenz mit geradezu unabänderlicher Zwangsläufigkeit. Es war nicht allein der Terror, der die achtzehn Millionen in der Zone bedrückte. Die einseitige Bevorzugung der Schwerindustrie im sowjetischen Planwirtschaftsgefüge gegenüber der Konsumgüter-Industrie und die eingeleitete Kollektivierung der Landwirtschaft hatten eine im Herbst 1952 einsetzende, schwere Versorgungskrise heraufbeschworen — bis der Flüchtlingsstrom im Frühjahr 1953 zur panischen Massenflucht angeschwollen war und maximal bis zu 3500 Menschen am Tage ihre Heimat verließen.

Die Partei nach dem Juni-Aufstand

Um diese selbst für die Kommunisten auf die Dauer untragbare Entwicklung aufzuhalten, sah sich das Politbüro am 9. Juni 1953 zu dem einigermaßen überraschenden Beschluß über den „neuen Kurs“ gezwungen. Die Partei mußte eingestehen, daß „seitens der SED und der Regierung . . . eine Reihe von Fehlern begangen wurde“. Durch allerlei fragwürdige Versprechungen sollte nunmehr das Debakel behoben werden. Es war jedoch zu spät: Am 17. Juni 1953 kam es zu dem eindrucksvollen und zugleich erschütternden, leidenschaftlichen Aufbruch der mitteldeutschen Arbeiter, die — nach Karl Marx — nichts zu verlieren hatten als ihre Ketten und die eine Welt gewinnen wollten. Wenn das SED-Regime nicht in ein Nichts zerfiel, so war das nur auf den Einsatz der Roten Armee zurückzuführen.

Die Partei hat während des Volksaufstandes versagt; sie erwies sich in dieser Krisensituation als unzuverlässig und aktionsunfähig. Für einen Augenblick verlor die Minderheit der Funktionäre ihre arrogante Selbstsicherheit. Die Proklamierung des „neuen Kurses“ hatte eine politisch-ideologische Unsicherheit hervorgerufen, weil damit zum erstenmal grundsätzliche Fehler der bis dahin „unfehlbaren“ Partei eingestanden worden waren. „Wir haben auch nicht wenig passive Elemente“, klagte Ulbricht später vor dem 16. Plenum des ZK am 17./19. September 1953. „Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß bei einer gewissen Zuspitzung der politischen Situation im Lande sich innerhalb unserer Partei Menschen finden, die sich vom Feinde einschüchtern lassen und die sogar gegen die Beschlüsse unserer Partei auftreten.“ Unmittelbar nach dem 17. Juni kam es zu massenweisen Austritten aus der SED, die hinterher in „Ausschlüsse“ umgefälscht wurden. Um die „Verbindung zu den Massen“ zu suchen und zu finden, befahl das Politbüro wochenlang prominente Funktionäre in die Betriebe, wo sie vor „Parteiaktiven“ und ausgewählten „parteilosen“ Arbeitern sprechen mußten. Auf weitere Symptome der Unsicherheit und Labilität der Partei verwies auch die „Sächsische Zeitung“ vom 3. Juli 1953, die es ganz erstaunlich fand, „wieviel Parteiabzeichen seit dem 17. Juni ‚verloren gegangen‘ sind . . . Anscheinend haben die Anstecknadeln die Nerven verloren“, resümierte das Dresdener Partei-Organ, „sind zittrig geworden, brechen ganz einfach ab oder rutschen mitsamt dem Abzeichen aus dem Umschlag“. Wie kaum anders zu erwarten, wurde und wird nun das probate Mittel der radikalen Säuberung aufs Neue angewandt; unzählige Funktionäre und Mitglieder wurden seit jenen heißen Juni-Tagen als „Provokateure“ entlarvt, ausgeschlossen und zum Teil festgenommen. Ulbricht gab die Gesamtzahl aller Parteimitglieder im September 1953 mit 1 230 000 an.

Dieser allgemeinen „Gehirnwäsche“ waren bereits wesentliche Umgruppierungen in der Parteileitung vorausgegangen. Ulbricht holte zum letzten, vernichtenden Schlag gegen seinen gefährlichsten Widersacher im Politbüro aus: Auf der 15. Plenartagung des ZK am 24./26. Juli 1953 wurde Wilhelm Zaisser von seiner Funktion als „Minister für Staatssicherheit“ entbunden und aus dem Politbüro wie aus dem Zentralkomitee verbannt. Mit ihm wurde Rudolf Herrnstadt, als ehemaliger Chefredak-

teur vom „Neuen Deutschland“ der wohl fähigste kommunistische Journalist, in die Wüste geschickt. Beiden wurde — im formalen Sinne durchaus zutreffend — vorgeworfen, eine „parteifeindliche Fraktion“ organisiert und eine „defaitistische, gegen die Einheit der Partei gerichtete Linie“ verfolgt zu haben. Der Zaisser-Herrnstadt-Gruppe werden ernsthafte Bemühungen zugeschrieben, die auf eine Beseitigung Walter Ulbrichts gerichtet waren.²⁾ Seitdem Zaisser und Herrnstadt „nach Abschluß der Untersuchungen“ durch das 17. Plenum des ZK am 22./23. Januar 1954 „entsprechend den vom Genossen Hermann Matern unterbreiteten Vorschlägen des Politbüros“ auch aus der Partei ausgeschlossen wurden, dürfte ihr Schicksal besiegelt sein; sie sind Tote auf Urlaub.

Ein weiteres Opfer der Parteisäuberung wurde der ehemalige Sozialdemokrat Max Fechner, vormals „Minister der Justiz“, der als „Feind der Partei und des Staates“ aus dem ZK und aus der Partei ausgeschlossen und verhaftet wurde, weil er in seiner sagenhaften Naivität den „neuen Kurs“ ernst genommen hatte und in einem ADN-Interview den Arbeitern in der Zone das Streikrecht zugestehen wollte.

Mit diesen Umgruppierungen war überdies die Wahl eines neuen, im Sinne Ulbrichts zuverlässigen Politbüros notwendig geworden. Dahlem wurde durch Karl Schirdewan (KPD) ersetzt, den neuen Kader-Chef der SED, und an die Stelle Zaisers rückte Willi Stoph (KPD), „Minister des Innern“. Weiterhin gehören wie schon zuvor Pieck, Grotewohl, Rau, Ebert, Oelssner, Matern und natürlich Ulbricht selbst dem Politbüro an. Von den bisherigen Kandidaten wurden lediglich Honecker und Mückenberger bestätigt, während Bruno Leuschner (KPD), Vorsitzender der Staatlichen Plankommission, und Herbert Warnke (KPD), Vorsitzender des FDGB, zu neuen Kandidaten avancierten. Elli Schmidt, Ackermann und Jendretzky, die dem alten Politbüro als Kandidaten angehörten, wurden wegen ihrer „versöhnlerischen“ Einstellung zu Zaisser und Herrnstadt nicht wiedergewählt.

Die starke Position Ulbrichts in der Partei demonstriert ein anderer Tatbestand: Das bisherige elfköpfige Sekretariat des Zentralkomitees und die Position des Generalsekretärs des ZK wurden durch Beschluß des 15. ZK-Plenums aufgelöst. Dafür wurde ein Kollegium von sechs formal gleichberechtigten „Sekretären des Zentralkomitees“ geschaffen. Mit dieser Umstrukturierung sollte entsprechend dem nach Stalins Tod in Mode gekommenen Prinzip der „kollektiven Parteiführung“ nun auch die SED dem Vorbild der KPdSU angeglichen werden. Jedoch „Walter Ulbricht wurde einstimmig zum ersten Sekretär des ZK gewählt“, meldete ein Communiqué. Der durch den Juni-Aufstand wie niemand sonst desavouierte Repräsentant der radikalen terroristischen Linie wurde nicht gestürzt. Die Schlüsselstellung eines Generalsekretärs hat er zwar eingebüßt, aber neben den übrigen fünf Sekretären — Mückenberger, Oelssner, Schirdewan, Paul Wandel (KPD) und Gerhard Ziller (KPD) — ist Ulbricht letztlich doch die eigentlich tonangebende Person in der SED geblieben.

²⁾ Vgl. Hans Jaeger: „Sowjetdeutsches Resümee“, D. R., 79. Jahrgang 1953, Heft 11, S. 1139 ff.

Der „Neue Kurs“ ist tot

Vom „neuen Kurs“ ist nicht sehr viel übrig geblieben; er ist vielmehr politisch längst wieder der radikale Kurs, der allenfalls durch einige Zugeständnisse wirtschaftlicher Natur verniedlicht wird. Und längst ist wieder viel vom „Aufbau des Sozialismus“ zu hören, denn „diese Generallinie war und bleibt richtig“! Es ist durchaus in Ordnung, daß die Partei „Deutschland auf den Weg des Sozialismus führte“ und „mit der Errichtung der Grundlagen des Sozialismus begann“, heißt es in verschiedenen Beschlüssen des Zentralkomitees. Die Diktatur der SED wurde in keiner Weise gebrochen. Der „neue Kurs“ als humanitäre Schaustellung ist zu Ende. Sein Ziel, nämlich eine Stabilisierung der innerpolitischen Lage in der Sowjetzone, konnte er ohnehin nicht realisieren; deshalb müssen die Kommunisten auf die altbewährte Methode des Terrors zurückgreifen. Inzwischen wurde Hilde Benjamin zum neuen „Minister der Justiz“ ernannt, Ernst Wollweber hat die Position Zaisers eingenommen, Johannes R. Becher wurde zum „Minister für Kultur“ berufen. Solche in der Wolle gefärbten Kommunisten in diesen zentralen Funktionen bieten schwerlich eine Garantie für den „neuen Kurs“. Wieder dürfte sich damit erweisen, daß es sich bei dem „neuen Kurs“ lediglich um einen sehr zweckbedingten Wechsel auf sehr kurze Zeit handelt.

Zusammenfassend darf gefolgert werden, daß sich die SED in einer schweren Krise befindet. Die wiederholten Parteisäuberungen und die verschiedenen politisch-ideologischen Wandlungen seit 1946 haben zu einer in jeder Beziehung labilen Situation in der Partei geführt. Das trifft teilweise für die Funktionärskader und erst recht für die große anonyme Masse der einfachen Parteimitglieder zu. Nichts muß eine totalitäre Partei mehr fürchten als Fraktionsbildungen, weil sie den monolithischen Block spalten und die so unabdingbare „Einheit der Partei“ gefährden können. Mit der Liquidierung „partei-feindlicher“ Gruppierungen im Politbüro und im Zentralkomitee ist noch lange nicht deren Rückhalt in der Mitgliedschaft beseitigt. Walter Ulbricht hat ein zähes Ringen begonnen, um die Partei zu konsolidieren, ihre Kader zu straffen und die innere Disziplin wiederherzustellen. Sollte ihm das nicht in absehbarer Zeit gelingen, dann hat die SED ihre Funktion als politisch-soziale Integrationskraft in der Sowjetzone verspielt. Ohne Frage wird Moskau dabei ein entscheidendes Wort mitreden — trotzdem erleben wir gegenwärtig eine der dramatischsten Phasen in der Geschichte der SED und überhaupt des deutschen Kommunismus.

Ihr habt bei Nacht und Nebel gekriegt,
Und euer Feind, er liegt besiegt;
Doch als man die Leiche bei Licht erkannt,
Da war's euer eigenes Vaterland.

Grillparzer

Der Schulze-Plan

Die deutsche Sprache unterscheidet zwischen Kultur und Zivilisation. Um genau zu sagen, was jeder der beiden Begriffe bezeichnet, bedürfte es einer philosophischen Habilitationsarbeit. Man kann meistens so ungefähr angeben, welchem der beiden Begriffe eine Sache zuzuordnen ist. Man ist sich darüber einig, daß Musik, Malerei und Poesie zur Kultur gehören. Man ist sich darüber einig, daß Eisschrank, Staubsauger und Auto zur Zivilisation gehören. Aber wohin zum Beispiel gehört das Geld?

Sicher kann man auch sagen, daß ein Mensch, der sich weder um Musik, noch um Malerei, noch um Poesie bekümmert, ein unkultivierter Mensch ist. Aber ist nun einer, der weder einen Eisschrank, noch einen Staubsauger, noch ein Auto hat, ein unzivilisierter Mensch?

Man kann auch nicht sagen, daß der Begriff Kultur „die höheren Werte“ umfasse. Das Wort kommt vom lateinischen „cultura“, der Ackerbau. Etwas von der Grundbedeutung eines Wortes bleibt im Spektrum seiner Bedeutungen immer erhalten. Andererseits kommt das Wort Zivilisation vom lateinischen „civis“. Der „civis romanus“ war eine der großen historischen Kulturschöpfungen des Menschen. Schlägt man ein französisches Lexikon auf, so findet man unter „culture“ als Übersetzung: „Anbau“, „Landwirtschaft“; und „culture physique“ gar sind „Leibesübungen“. Man spricht zwar auch im Deutschen von Körperkultur, aber das Wort ist nicht frei von einem gewissen komischen Beigeschmack. Sieht man hingegen unter „civilisation“ nach, so findet man, daß das Wort mit „Gesittung“ zu übersetzen sei. Ein Kulturvolk ist „un peuple civilisé“. Ganz offenbar bedeuten die Wörter im Deutschen und im Französischen etwas ganz Verschiedenes.

Wenn die Deutschen sich dem Vereinigten Europa anschließen werden, so werden sie es leicht haben, ihre Kultur mit der westlichen Zivilisation zu vereinigen. Sollten die Deutschen sich dem Osten anschließen, würden sie es leicht haben, ihre Zivilisation mit der russischen Kultur zu vereinigen. Wie unglücklich die begriffliche Trennung von Kultur und Zivilisation ist, kann man allein daraus ersehen, daß Gesittung bei uns ein seltenes Wort ist. Eisschrank, Staubsauger und Auto funktionieren einwandfrei, ohne dabei der Gesittung zu bedürfen. Im Rahmen der Kultur aber ist Gesittung bei uns so selten wie das Wort.

Die Verwirrung wird noch dadurch erhöht, daß in beiden Sprachen beide Wörter sowohl eigenständig als auch als Fremdwörter gebraucht werden. Der Franzose übersetzt zuweilen das deutsche Wort „Kultur“, das eigentlich ins Französische mit „civilisation“ zu übersetzen wäre,

mit dem Wort „culture“, indem er „culture“, unter Mißachtung seiner eigentlichen Bedeutung im Französischen, als Fremdwort gebraucht. Umgekehrt ist es im Deutschen üblich, für das, was der Franzose „civilisation“ nennt, im Deutschen nicht „Kultur“ zu sagen, sondern „Zivilisation“, wobei das Wort, das ohnehin schon in seiner eigentlichen Bedeutung im Deutschen noch ein halbes Fremdwort ist, nun noch in übertragener Bedeutung als volles Fremdwort in einem anderen Sinn als dem, den es als halbes Fremdwort hat, gebraucht wird.

Sicher ist es nützlich, Stahl und Kohle zu integrieren. Wo aber bleibt die Integration der Begriffe? Über Stahl und Kohle kann man sich durch Verhandlungen einigen. Wenn dabei Fehler gemacht werden, ist der Schaden immer nur materieller Art. Begriffe kann man nicht gegeneinander aushandeln. Man muß sie klären. Man erwäge einen Augenblick, was die Politiker und Diplomaten für Gesichter machen würden, wenn neben Monsieur Schuman und Monsieur Pleven Herr Professor Schulze träte und einer staunenden Öffentlichkeit den Schulzeplan zur Integration der Begriffe vorlegte.

Das ironische Lächeln der Politiker und Diplomaten wäre freilich weder der „Kultur“ noch der „Zivilisation“, weder der „culture“ noch der „civilisation“ zuzurechnen. Die europäische Kultur ist Schritt um Schritt sozusagen von Schulzeplan zu Schulzeplan, durch Begriffserklärung gewachsen. Das Konzil von Chalkedon beschäftigte sich mit der Frage, ob Christus göttlicher oder menschlicher Natur gewesen sei oder ob er beide Naturen in sich vereinigt habe. Allzu gescheite Politiker und Diplomaten werden erwidern, daß diese Frage für den Absatz von Kohle und Stahl keine Bedeutung habe. Nicht einmal das ist der Fall!

Die monophysitischen Kopten, die in Ägypten eine Kirche und zahlreiche Gläubige haben, haben sich, nach jahrhundertelanger Unterdrückung, vor einiger Zeit mit der mohammedanischen Regierung in Ägypten geeinigt. Die ägyptische Regierung gewinnt damit in ihrem Kampf um den Suezkanal einen wertvollen innenpolitischen Bundesgenossen. Ob wir ihr diesen Bundesgenossen gönnen oder mißgönnen, jedenfalls hat sie ihn, nur weil es vor tausendfünfhundert Jahren nicht gelang, einen Irrtum aus der Welt zu schaffen. In dem Konzil von Chalkedon war es nicht gelungen, den Patriarchen von Alexandria davon zu überzeugen, daß er einer Begriffsverwirrung zum Opfer gefallen war. Ohne diesen Irrtum des Patriarchen von Alexandria gäbe es die Kopten nicht.

Gesittung ist ein Problem der Form. Formprobleme haben den Deutschen von jeher große Beschwerden gemacht. Bei ihrem ungewöhnlichen Talent für Organisation haben sie, seit sie sich der Weltpolitik zugewandt haben, nie viel Sinn für das Wachstum von Form gehabt. Man hat den Eindruck, daß die seelischen Kräfte der Geduld, der jahrhundertelangen Beharrlichkeit, des stillen Wartens auf den natürlichen Zeitpunkt des Blühens und Reifens, in der großartigen Anstrengung des Barock sich völlig erschöpft haben.

Die technische Zivilisation, die ihrem Wesen nach nicht wächst, sondern konstruiert wird, kam dem ungewöhnlichen Talent der Deutschen für

Organisation, man möchte geradezu sagen: in einer unglücklichen Weise, entgegen. Da dabei Leistungen vollbracht wurden, die jedermann bewundern muß, und Werke entstanden, denen Großartigkeit nicht abzusprechen ist, waren die Deutschen mit sich ganz zufrieden. So machten sie endlich den Versuch, Politik technisch-konstruktiv, organisatorisch zu betreiben. Die Einsicht, daß das von vornherein ein Versuch mit untauglichen Mitteln wäre, wird überdeckt von den schreckenerregenden Begleiterscheinungen dieses Versuches. Daß unsere Häuser und unsere Städte zerstört wurden, trat so eindrucksvoll in Erscheinung, daß man kaum bemerkt hat, daß die Gesittung schon zerstört war. Die Zerstörung der Gesittung ist die Ursache der Bössartigkeit, welche ein so hervorstechendes Merkmal unseres Lebens war und welche noch immer eine so große Rolle spielt.

Unter dem Druck der Not haben die Deutschen wiederum eine großartige organisatorische Leistung vollbracht. Der langsame und pflegliche Wiederaufbau der Gesittung, die „civilisation“ der Kultur, ist dabei wiederum ins Hintertreffen geraten. Auf lange Sicht ist das aber viel wichtiger als alle Exporte.

Wo bleibt der Schulzeplan?

Wenn ein witziger Gedanke frappieren soll, so muß die Ähnlichkeit nicht bloß einleuchtend sein, das ist noch das Geringste, ob es gleich unumgänglich nötig ist; sondern sie muß auch von andern noch nicht gefunden worden sein, und doch muß alles, was dazu gehört, jedem so naheliegen, daß es ihn wundert, daß er sie noch nicht ausgefunden hat. Das ist die Hauptsache. Hat man die Bemerkung schon dunkel gemacht, sowohl die eigentliche als die, womit die Vergleichung angestellt wird, aber noch nie deutlich gedacht, so steigt das Vergnügen aufs höchste. Die Menschen sehen täglich eine Menge von Dingen, die sie zur Regel erheben könnten, es geschieht aber nicht; sie bringen sie nicht zu Buch, und das ist die rechte Fundgrube des Witzes.

*

„Es gibt hundert Witzige gegen einen, der Verstand hat“ — ist ein wahrer Satz, womit sich mancher witzlose Dummkopf beruhigt, der bedenken sollte — wenn das nicht zuviel von einem Dummkopf gefordert heißt — daß es wieder hundert Leute, die weder Witz noch Verstand haben, gegen einen gebe, der Witz hat.

G. Chr. Lichtenberg

Ballade von der Zeit

I

Es tickt die Uhr und treibt die Zeit;
die flüchtet in die Ewigkeit.
Es tickt die Uhr und treibt auch mich:
verweil dich nicht! beeile dich!
So treibt uns auf des Zieles Spur
die laute Unruh in der Uhr.
Ach, auch das Ziel entflieht dem Blick,
und immer dieses tick — tick — tick —,
das lockt und treibt und treibt und lockt
und — wer weiß, wann? — doch einmal stockt.

II

Leis rinnt der Sand und bannt die Zeit
und teilt sie in die Endlichkeit.
Zwei Hälften: eine, die empfängt,
und eine, welche schenkt und schenkt.
Füllt sich des untern Glases Grund,
rinnt lautlos weiter Stund um Stund;
stets lichter wird das obre Glas:
so messen sie der Zeit das Maß.
Das kündigt ohne lauten Schall
des letzten stillen Körnleins Fall.

III

Es lenkt des ewigen Lichtes Spur
das stumme Spiel der Sonnenuhr,
die bald im großen Glanze steht
und bald vom Dunkel überweht.
Unfehlbar wirft der Himmelsstrahl
aufs Zifferblatt das Schattenmal,
das länger oder kürzer fällt:
Botschafter aus der Zeit der Welt,
verwandelnd alle Erdenzeit
ins Wunder der Unendlichkeit.

C. F. W. Behl

Am 3. März 1954 vollendet Dr. C. F. W. Behl, Landgerichtspräsident in Schweinfurt und Mitglied des Bayer. Verfassungsgerichts, sein 65. Lebensjahr. Schon 1911 erschien sein erster Gedichtband, „Das Buch der Bunten Welt“, dem bis 1951 eine Reihe weiterer folgten, in denen Behl einen unverwechselbaren Eigentum fand und seine dichterische Legitimation erbrachte. Neben seiner juristischen Berufstätigkeit, auch als Deutscher Staatsvertreter am Deutsch-Englischen Schiedsgericht in London, war Behl in Berlin jahrzehntelang als literarischer Mitarbeiter und Theaterkritiker für verschiedene Blätter, wie das „Berliner Tageblatt“ und das „Literarische Echo“, tätig und gab von 1922 bis 1928 mit Robert Neuländer zusammen die Zeitschrift „Der Kritiker“ heraus. Nach seiner Dienstenthebung in der Nazizeit übersetzte er angloamerikanische Romane. Der breiten Öffentlichkeit ist C. F. W. Behl vor allem durch seine enge freundschaftliche Verbindung mit Gerhart Hauptmann und seine aufopfernde Arbeit für das Lebenswerk des Dichters bekannt geworden, dessen Gesamtausgabe letzter Hand er redigiert hat und über den er in vielen Veröffentlichungen Gültiges zu berichten wußte. Jetzt wird seine Pensionierung ihn seinem eigenen literarischen und dichterischen Schaffen zurückgeben.

D. R.

Das Problem der Astrologie

Am Beginn unseres Jahrhunderts versicherte der Geschichtsschreiber der Astrologie, Franz Boll, wer von der Astrologie erzähle, spreche von einem Glauben der Vergangenheit.

Im Jahre 1952 stellte das Institut für Demoskopie in Allensbach fest, daß 30% der erwachsenen Deutschen an Astrologie glauben und weitere 20% die Richtigkeit ihrer Behauptungen nicht für ausgeschlossen halten; jeder Zehnte gab zu, daß er sich durch astrologische Prophezeiungen beeinflussen lasse, und jeder Siebente hielt auch ihre politischen Aussagen für wichtig.

Welchen Kräften verdankt die Sterndeuterei diese Renaissance? Sie verdankt sie der Erschütterung der Werte und der Unsicherheit der Zukunft! Wer im vorigen Jahrhundert einen Baum pflanzte, der war überzeugt, er werde auch seinen Enkeln Schatten spenden. Aber in den letzten 50 Jahren ist der Blitz des Schicksals in viele ehrwürdige Eichen hineingefahren — in Staaten und Wirtschaftsunternehmen, Lehrmeinungen und Kunstformen. Das vergangene Jahrhundert stand der Zukunft gegenüber mit Vertrauen auf Gott, in der Überzeugung der Unanfechtbarkeit bestimmter objektiver Werte und in dem Glauben an die Sicherheit rationaler Berechnungen. Vielen Menschen unserer Generation sind diese Stützen weggeschlagen worden, und hilfesuchend blicken sie auf die Sterne.

Die Astrologie hat eine ehrwürdige Vergangenheit. Sie ist entstanden aus den altorientalischen Religionen; bei den Babyloniern und vielen anderen Völkern galten die Sterne als Götter oder als Symbole der Götter. Im Laufe der Jahrhunderte ist dann die Sterndeuterei dreimal einer schmerzhaften Rationalisierung unterworfen worden: im Hellenismus, im Barock und in unseren Tagen. Das dickbäuchige Faß orientalischer Sternenweisheit wurde auf Flaschen gefüllt: uralte Priesterlehre wurde in rationale Schemata und handliche Spielregeln hineingezwängt; sie haben die kommerzielle Verwertbarkeit der Astrologie erhöht und ihr den poetischen Zauber geraubt. Es ist ein weiter und betrüblicher Weg, den die Sterndeuterei von den Donnerworten der Baalspriester bis zu den Wochenhoroskopen der Illustrierten zurückgelegt hat.

Die Grundthese der Astrologen lautet: Für Wesen und Schicksal eines Menschen ist entscheidend, wie in der Geburtsminute die Planeten innerhalb der Tierkreiszeichen gestanden haben. Tierkreis nennen wir den Streifen des Himmels, über den die Planeten hinwegziehen; er führt diesen Namen, weil zahlreiche Sternbilder dieses Himmelsgebiets Tier-

namen führen. Ein Blatt Papier, auf dem die Stellung der Planeten innerhalb der Tierkreiszeichen aufgemalt ist, heißt Horoskop.

Die Wissenschaft erhebt nun die nüchterne Frage, ob die Hypothese der Astrologie einen Wahrheitsgehalt besitzt. Sie kann dies Problem auf zwei Wegen untersuchen. Sie kann zunächst deduktiv ermitteln, von welchen Voraussetzungen die Astrologen ausgegangen sind. Sie kann zweitens induktiv vorgehen und die Ergebnisse der Astrologie mit der Wirklichkeit konfrontieren. Der erste Weg beginnt mit der Frage: Woher wissen die Astrologen, daß beispielsweise die Venus erotische, der Mars kriegerische Wirkungen hat, daß der Jupiter herrscherliche Naturen formt, daß der Stern Merkur für Reisen, der Stern Neptun für das Meer zuständig ist, daß der Widder die Menschen draufgängerisch und störrisch, das Zeichen der Zwillinge sie zwiespältig und der Löwe sie stark und edelmütig macht? Die Antwort auf diese Frage ist schon durch unsere Beispiele gegeben: die Astrologen leiten die Wirkungen der Sterne aus den Namen der Sterne ab. Dies erklärt sich aus dem Ursprung der Sterndeuterei: wenn man einen rotfunkelnden Stern als Symbol des Kriegsgottes ansah, so mußten seine Wirkungen auf dem Gebiet des Krieges liegen.

Die Astrologie ist nichts anderes als ein Namenfetischismus. Ihre Behauptungen sind nicht fester gegründet, als wenn Maria Theresia gesagt hätte: der König von Preußen heißt Friedrich, also wird er friedlich sein. Die Astrologen haben diese sachliche Feststellung nicht bestreiten können; sie haben aber versucht, den Folgerungen durch ein tollkühnes Gegenargument zu entinnen. Sie behaupten nämlich: Wir haben dem Stern Mars nicht deshalb kriegerische Wirkungen zugeschrieben, weil er Mars heißt, sondern man hat ihn in uralter Zeit Mars genannt, weil man seine Wirkungen auf dem Gebiet des Krieges festgestellt hatte. Diese Feststellung ist nach der Ansicht mancher Astrologen durch Ansammlung statistischer Erfahrungen erfolgt, während andere sie in die graue Vorzeit verlegen, in welcher die Menschen mit Hilfe eines Scheitelauges derartige Zusammenhänge vom Himmel abgelesen hätten.

Aber dieses Gegenargument der Astrologen ist mühelos zu widerlegen. Wenn nämlich diese Behauptung zuträfe, so müßten die Sterne seit uralten Zeiten immer die gleichen Namen getragen haben, es müßten ihnen bei allen Völkern die gleichen Wirkungen zugeschrieben werden, und die Sterndeuter müßten ihre Auslegungen auf die altüberlieferten Namen beschränken. Nichts von alledem ist der Fall. Schon innerhalb der babylonischen Geschichte haben die Planetennamen gewechselt. Bei anderen Völkern sind völlig neue Namen aufgetaucht. Nehmen wir das erste Sternbild des Tierkreises, den Widder, in dem die Sonne im April steht. Er hieß auf babylonisch hun-gar, d. h. Mietling, weil die babylonischen Großgrundbesitzer um diese Zeit Landarbeiter mieteten. Das griechische Bauernvolk mietete keine Arbeiter; so nannten sie dies Sternbild Widder, weil um diese Zeit die Schafe lammten. Der griechischen Agrarverfassung verdanken es die im April Geborenen, daß sie kampflustige Widdermenschen und nicht feige Mietlingsnaturen sind. Der Stern Venus, der bei den Griechen Liebe, Schönheit und Glück verkörperte, galt bei den alten

Mexikanern so sehr als Symbol des Unheils, daß sie ihren Schornstein verstopfen mußten, wenn er jeweils zum ersten Male wieder auftauchte.

Noch wunderlicher steht es um die neuen Sternnamen. Im Jahr 1841 entdeckte der Berliner Astronom Galle einen neuen Planeten und nannte ihn sofort Neptun. Er hat diesen Namen weder mit einem Scheitelaugen vom Himmel abgelesen, noch auf Grund astrologischer Erfahrungen wählen können. Trotzdem behaupten die Astrologen, Kaiser Wilhelm II. habe die große Flotte gebaut, weil in seinem Horoskop der Meergott Neptun an besonders wichtiger Stelle stehe. Hätte sich Galle zu dem Namen Amor entschlossen, so hätte Kaiser Wilhelm sich ein Dutzend Geliebte gehalten, und vielleicht hätte die Weltgeschichte einen anderen Verlauf genommen.

Im Jahr 1951 behauptete das „Astrologische Jahrbuch“ — irrigerweise — es sei ein neuer Planet jenseits des bisher äußersten Planeten Pluto entdeckt worden; dieser Planet müsse Juno genannt werden, denn — so sagte dies Jahrbuch, ein wichtiges Geschäftsgeheimnis schnöde preisgebend — „damit steht uns zugleich ein reiches mythologisches Material zur Verfügung“; es legte sofort fest, daß eine Oppositionsstellung Juno—Jupiter immer verhängnisvoll sein werde. Da die Astrologen, deren Weltbild ja vor der Zeit des Kopernikus entstanden ist, auch Sonne und Mond zu den Planeten rechnen, so ergab sich für sie auf Grund des vermuteten neuen Planeten jenseits des Pluto eine Gesamtzahl von 11; sie zogen hieraus dem Schluß, daß es in Wahrheit sicherlich 12 seien, und schufen einen neuen Planeten Vulkan; wahrscheinlich sind auch Planeten im Dutzend billiger. Als das Horoskop des Massenmörders Kürten nicht stimmte, waren sie nicht kleinlich, sondern konstruierten einen neuen Planeten namens Hades. Ein Astrologe hat sogar dem Weltall einen Planeten Logos gestiftet, dem er — man schrieb 1942 — eine tausendjährige Umlaufzeit vorschrieb. Gerade von Logos hat aber keiner seiner Kollegen Gebrauch gemacht.

Wenn man den Namenfetischismus der Astrologen berücksichtigt, so muß man es geradezu als gewissenlos bezeichnen, daß die Astronomen im Jahre 1930 einen neugefundenen Planeten nach dem Fürsten der Unterwelt Pluto genannt haben. Sogleich stellten die Astrologen fest, daß er noch hinterhältiger und heimtückischer sei als Mars. Ihm ist nach der astrologischen Theorie die Atombombe zuzuschreiben.

Wenn die Voraussetzungen der Astrologie so verfehlt sind, so müssen ihre Ergebnisse falsch sein. Dieser Nachweis läßt sich auch mühelos auf induktivem Wege führen.

Einer der bedeutendsten modernen Astrologen, der Genfer Karl Ernst Krafft, ist in den 30er Jahren auf den Gedanken gekommen, Hunderttausende von Horoskopen von bestimmten Schicksals- oder Wesensgruppen darauf untersuchen zu lassen, ob sie mit den traditionellen Regeln der Astrologie übereinstimmen. Er hat sich in unendlicher Arbeit zahllose Horoskope von Blinden, Unfallgeschädigten, Selbstmördern, Ermordeten, Berufsmusikern usw. beschafft und sie mit den astrologischen Regeln verglichen. Krafft begann seine Arbeit als überzeugter Astrologe und

veröffentlichte das Gesamtergebnis mit dem Satze, die bisherige Stern-deuterei sei ein entseelter Leichnam, an dem Wiederbelebungsversuche so zwecklos seien wie Teufelsaustreibungen. Es hatte sich keinerlei Übereinstimmung mit den traditionellen Regeln ergeben. Krafft zog hieraus den Schluß, man müsse versuchen, auf rein statistischem Wege zu prüfen, ob sich eine vollständig neue Astrologie aufbauen lasse; ihm selbst ist dies nicht mehr gelungen.

Aber Statistiken jeder Art haben eine begrenzte Beweiskraft, wenn der Leser ihre Entstehung nicht genau nachprüfen kann. Zum Glück bedarf man für die Widerlegung der Astrologie keiner Statistik. Es genügt eine einfache Überlegung.

Auf der Erde werden an jedem Tag 170 000 Menschen geboren. Diese 170 000 haben selbstverständlich nicht das gleiche Horoskop, denn hierfür ist auch die Minute der Geburt und der Ort der Geburt wesentlich. Es ist aber eine bloße Rechenaufgabe, zu vermitteln, wieviel Geburten „praktisch gleichzeitig“ sind, d. h. bei wieviel Geburten das Horoskop so ähnlich ausfällt, daß die übliche astrologische Ausdeutung gleich wird. Bei dieser Rechenaufgabe muß man einerseits berücksichtigen, daß das Himmelszelt im Laufe der Nacht über die Erde dahinwandert und daß derselbe Himmel, der jetzt über Berlin strahlt, 26 Minuten später über Köln stehen wird; man muß ferner berücksichtigen, daß die Geburtenhäufigkeit zu den einzelnen Tageszeiten verschieden ist. Diese Rechnung ist von Astrologen und Nicht-Astrologen durchgeführt worden. Die Astrologen sind zu dem Ergebnis gekommen, daß jeweils 170 Menschen das gleiche Horoskop haben; tatsächlich ist diese Zahl zu einzelnen Tageszeiten noch wesentlich höher; dieser Unterschied ist aber für unsere Argumentation ohne Bedeutung. Es genügt festzustellen, daß es also mindestens 170 Menschen gibt, welche das gleiche Horoskop wie Goethe oder Bismarck, wie Churchill oder Greta Garbo gehabt haben. Wenn nun — wie die Astrologen behaupten — das Wesen und Schicksal eines Menschen in dem Horoskop genau so enthalten ist „wie die Filmhandlung auf dem Filmband“, dann hätte man von diesen 170 Menschen, welche man die Horoskopzwillinge Goethes oder Greta Garbos nennen könnte, schon einmal hören müssen. Sie mußten ja die gleiche Begabung und das gleiche Schicksal haben. Aber niemals in der ganzen Weltgeschichte sind zwei große Staatsmänner, zwei große Maler oder zwei berühmte Verbrecher zur gleichen Stunde geboren worden. Dieser nüchterne Sachverhalt genügt, um die astrologische Hypothese zu widerlegen.

Noch einfacher ist eine andere Überlegung. Wenn die Astrologen wirklich in der Lage wären, die Zukunft vorauszusagen, so könnten sie mühelos reiche Männer werden. Sie hätten beispielsweise, um den Ausgang eines Fußballspiels vorauszusagen, 22 verschiedene Horoskope zur Verfügung; es müßte sich also eine völlig zuverlässige Voraussage ergeben. Die Fußballkämpfe brauchten dann gar nicht mehr stattzufinden. Auch die Versicherungsgesellschaften würden, wenn ihnen ein Astrologe die Schadensfälle des kommenden Jahres auf Grund der Horoskope der Versicherten voraussagen könnte, diesem Mann sein Gewicht in Gold auszahlen. Aber die Astrologen leben nicht etwa davon, daß sie die Zukunft

kennen, sondern lediglich davon, daß manche anderen Menschen glauben, den Sterndeutern sei die Zukunft bekannt. Sie leben daher auch sehr kärglich. Sie wissen zwar, wie das Schicksal Malenkows oder Indochinas sein wird, sie wissen, was jedem ihrer Kunden die Zukunft bringen wird, aber sie wissen oft nicht, wovon sie am nächsten Ersten die Miete bezahlen sollen. In unseren Tagen müßte ein Mensch, der die Zukunft zuverlässig kennt, ein wohlhabender Mann werden. Die Armut der Sterndeuter widerlegt die Sterndeuterei.

Diese abstrakten Überlegungen erhalten mehr Farbe, wenn man einige praktische Beispiele hinzufügt. Einem angesehenen Astrologen, dem Vorsitzenden eines astrologischen Vereins und Herausgeber einer astrologischen Zeitschrift habe ich einmal die Geburtsdaten Rilkes, Marlene Dietrichs und des Massenmörders Haarmann gesandt, ohne ihm jedoch mitzuteilen, um wen es sich handle. Der Astrologe ermittelte, daß der Inhaber des ersten Horoskops — also Rilke — ein hervorragender Kaufmann gewesen sei, dem alles schnell von der Hand ging und mit viel Sinn für Öffentlichkeit. Von Marlene Dietrich stellte er fest, daß sie eine Begabung für den Beruf einer Sekretärin, leider aber auch eine Neigung zu Gesichtsausschlägen habe. Hinsichtlich der beiden ermittelte er ferner, daß bestimmte Elemente ihrer Horoskope mit Sicherheit vermuten ließen, es habe zwischen ihnen beiden — also zwischen Rilke und Marlene — eine enge Beziehung bestanden, eine Feststellung, die geeignet ist, der Rilke-Philologie ganz neue Perspektiven zu eröffnen. Was Haarmann angeht, so handle es sich hier um einen hochgebildeten und seelensguten Menschen, dem er für die nächsten Jahre viel Gutes voraussagen könnte; leider hatte die preußische Justizverwaltung in Unkenntnis seiner astrologischen Chancen ihn schon vor 20 Jahren hinrichten lassen.

Selbstverständlich beweist ein solcher Einzelfall ebensowenig wie die mißglückte Operation eines großen Chirurgen. Die Astrologen können einwenden, daß dieser Kollege schlechter sei als sein Ruf oder daß er hier eine unglückliche Hand gehabt habe. Aber die Beispiele geraten auf eine breitere Basis, wenn man beispielsweise überprüft, was die Astrologie über die Tierkreistypen lehrt, und wenn man dies mit der Geschichte konfrontiert.

Die Astrologen nennen z. B. Menschen, die zwischen dem 21. März und 21. April geboren sind, Widder-Menschen und glauben, der Widder-Mensch sei ein impulsiver Draufgänger, der geborene Soldat. Beispiele sind Bach, Haydn, Jean Paul oder Charly Chaplin, die alle zu den Widder-Menschen gehören. Der Stier — ein zäher Nützlichkeitsmensch mit großem Familiensinn und Neigung zur Landwirtschaft — wird charakterisiert durch Hitler, Lenin, Kant und Robespierre. Krebs-Menschen sind wohlwollend, aber unentschlossen und ohne Ausdauer, wie z. B. Cecil Rhodes, Helen Keller, Amundsen und Graf Zeppelin. Waage-Menschen haben ein starkes Gerechtigkeitsgefühl, sie sind ausgeglichen, aber ohne Tatkraft, wie z. B. Columbus, Cesare Borgia, Nelson, Nietzsche und Himmeler. Die Wassermänner sind lebenswürdig und menschenfreundlich wie Heinrich VIII., Friedrich der Große oder Strindberg. Und so geht es fort für alle Monate.

Andere Astrologen halten freilich den Sonnenstand in den Tierkreiszeichen für nicht so wichtig. Sie legen mehr Wert auf das im Augenblick der Geburt im Osten aufsteigende Zeichen, den sogenannten Aszendenten. Vom Löwen als Aszendenten sagen die Sterne deuter, er mache große, starke Körper, gute Proportionen, „wenn er daher kommt auf guten, festen Beinen, geschmeidig und elegant . . .“ Den Löwen hatte als Aszendenten z. B. Goebbels. Himmlers Aszendent war z. B. die Waage. „Sie verleiht Barmherzigkeit, Ausgeglichenheit und jene anmutig-bescheidene Selbstsicherheit, die ohne Ehrgeiz immer dort stehen will, wo sie hingehört; ihr ganzes Wesen ist mehr sanfter Antrieb.“ Ebert — um bei den Politikern an der Reichsspitze zu bleiben — hatte als Aszendenten die Zwillinge. Er war daher nach Ansicht der Astrologen „groß, schlank und wohlgewachsen“. Dagegen hatte Hindenburg den Steinbock, „kaum mittelgroß, erinnert an einen Gnomen“. Man muß nach diesen Beispielen wirklich sagen, daß die Natur sich gar keine Mühe gibt, sich nach den Vorschriften der Astrologen zu richten.

Freilich werden viele auf diese Beispiele einwenden, sie hätten auch schon astrologische Treffer erlebt. Das ist zutreffend und beruht auf den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit. Wenn ich jemandem sage, er werde nach Verlassen des Hauses als ersten Menschen eine Frau treffen, so habe ich über 50% Wahrscheinlichkeit für mich; wenn ich eine Tageszeit wähle, in der hauptsächlich Frauen auf der Straße sind, kann ich die Wahrscheinlichkeit bis auf 80% steigern. Die Astrologen pflegen häufig ihre Aussagen so unbestimmt zu halten, daß ihre Wahrscheinlichkeit über die 50% hinausgeht. Sodann pflegen die Betroffenen die falschen Aussagen zu vergessen und die richtigen weiterzuerzählen. Hierauf hat schon Luther aufmerksam gemacht, welcher von den Astrologen kurzerhand erklärt hat: „Es ist ein Dreck mit ihrer Kunst.“

Ein ähnlich herbes Urteil wie Luther hat über die Astrologie die gesamte Wissenschaft — wenige Eigenbrötler ausgenommen. Die Astronomische Gesellschaft hat in einer feierlichen Erklärung die Astrologie als ein Gemisch aus Aberglaube, Scharlatanerie und Geschäft erklärt. In den meisten Kulturstaaten wird die entgeltliche Abgabe von Horoskopen als Gaukelei bestraft. Auch in fast allen deutschen Ländern macht sich strafbar, wer gegen Bezahlung Horoskope stellt. Die Regelung ist durch die Landesgesetzgebung erfolgt. Gegen die Strafbarkeit der Astrologie kann man natürlich den gewichtigen Einwand erheben, es sei nicht die Aufgabe des Staates, den Menschen vor den Folgen seiner Dummheit zu schützen. Aber dieser Einwand greift nicht durch, hauptsächlich deshalb, weil die steigende Verbreitung des astrologischen Aberglaubens eine politische Gefahr in sich schließt. Zahlreiche astrologische Blätter leben von politischen Voraussagen, die, um zu zünden, ganz auf Sensationen eingestellt sind. In einer einzigen Nummer einer solchen Zeitung fanden sich beispielsweise im Jahr 1952 folgende Überschriften: „Weltpolitische Lage erfährt weitere Verschärfung“, „Ab Sommer 1953 verstärkte Gefahr des tödlichen Zirkels“, „Die Menschheit am Rande einer weltweiten Katastrophe“, „Explosion sämtlicher Ozeane infolge Wasserstoffbomben?“, „Das große Marsjahr 1953“, „Nichts verläuft 1953 nach herkömmlichen

Erwartungen“, „Vor dem Zusammenbruch der westdeutschen Ernährungswirtschaft“, „Bomben auf das Ruhrgebiet 40 Minuten nach Kriegserklärung“ usw. Hier öffnet sich allmählich eine Pforte für gefährliche Massensuggestionen. Wenn irgendein Demagoge eines Tages durch 20 Astrologen verkünden ließe, daß seine Sterne herrlich stünden, so würde dies auf viele Menschen eine große Zugkraft ausüben.

Man muß sich klar sein, daß rationale Argumente allein nicht genügen, um einen Glauben zu entkräften, der völlig irrationaler Natur ist. Die Astrologen pflegen überhaupt zu bestreiten, daß die Ratio kompetent sei, die in magisch-mythischer Schau gewonnenen Weistümer der Sterndeuterei zu beurteilen.

Nun wird niemand eine Generalkompetenz der Ratio behaupten wollen. Aber wer empirische Aussagen macht, wer über den Verlauf des wirklichen Lebens Prophezeiungen abgibt, wer beansprucht, daß seine Aussagen als Grundlage des Handelns der Einzelmenschen und der Staaten genommen werden, der muß sich gefallen lassen, daß man auf seine Sätze die Kriterien „Falsch und Richtig“ anwendet. Der Verzicht auf Logik gewährleistet nicht die Fähigkeit einer zutreffenden magisch-mythischen Schau. Ob eine empirische Behauptung richtig ist, ergibt sich durch Konfrontation mit der Wirklichkeit: „Der rationale Apparat schützt uns vor dem Unsinn“ (Jaspers). Wenn die Astrologen — und manche andere Irrationalisten — behaupten, Beweise und Begriffe gehörten nur der Unterwelt des merkurischen Verstandes an und ihr Geisterreich sei jenseits von Falsch und Richtig, so unterliegen sie einer Selbsttäuschung. Nehmen wir an, einer von ihnen hätte in jahrelanger harter Arbeit ein Manuskript vollendet, das die völlige Bedeutungslosigkeit dieser Begriffe nachweist. Dieses Manuskript wird ihm plötzlich von einem boshaften Freund gestohlen, und der Freund leugnet den Diebstahl, obwohl er dabei gesehen worden ist. Sicherlich wird der Verfasser des Manuskripts dann in tiefer Empörung den Zeugen herbeiholen und wird beweisen, daß diese Behauptung des Diebes falsch ist. Er hat damit dann zugleich gezeigt, daß wir ohne die Begriffe Falsch und Richtig nicht leben können.

Die Wiedergeburt der Astrologie ist ein Teil einer geistigen Untergrundbewegung, welche das Denken durch „Schau“ und Scharlatanerie ersetzen will, wobei die Schau zu festen Tarifen gegen Nachnahme an jeden Besteller geliefert wird. Das helle Licht des Denkens ist Menschen verhaßt, deren geistige oder materielle Geschäfte im Halbdunkel am besten gedeihen. Aber ihnen muß man die Verse aus Goethes Lauchstädter Vorspiel entgegensetzen:

Wenn das Gefühl sich herzlich oft in Dämmerung freut,
genüget heitre Sonnenklarheit nur dem Geist.

Werden zuviel Bücher produziert?

Werden zuviel Bücher produziert? Ganz offensichtlich ja! Die Regale der Buchhandlungen sind vollgestopft bis zum Rande. Die Lager der Verlage ebenso — und zweimal im Jahre geschieht es nach altem Brauch, daß die Verlage und Buchhandlungen mehr oder weniger umfangreiche und meist sehr stattliche Mengen veralteter, regulär nicht mehr absetzbarer Bücher (und dabei ist gar vieles, was vor wenigen Monaten gerade erst erschienen und vollkommen neu war) als sogenanntes „modernes Antiquariat“ zu stark herabgesetztem Preise unters Volk werfen — so weit sich Bücher werfen lassen, muß man hinzufügen, denn selbst bei einem aufs Minimum reduzierten Preise werden dann noch längst nicht alle Bücher an den Mann, die Frau oder das Kind gebracht . . .

Jedes Jahr gibt es auf dem Gebiet der schöngeistigen Literatur — und nur von ihr wollen wir hier sprechen — ein paar große Erfolge, einige weitere mittlere dazu — und eine beträchtliche Fülle der vielen, vielzuvielen anderen Titel zehrt an der Substanz der Verleger, stiftet Ärger und Verdruß zwischen Sortiment und Verlag und wird vom Buchkäufer gar nicht beachtet. Ob der belletristische Verlag nicht endlich einmal auf den Trichter kommt, statt immer wieder mit Fleiß, Anstrengung und vielfältiger Gewissenhaftigkeit, dazu noch mit beträchtlichen Summen Geldes oder teurem Kredit hergestellte Bücher in den Ramsch zu werfen, von Anfang an strenger auszuwählen und so den großen Leerlauf von Produktion und Vertrieb wenigstens teilweise zu stoppen? Zu wünschen wäre es wohl; aber wer fängt an? Und wenn fünf Dutzend Verlage sich darauf einigen, es zu tun, wird der 61. das zum Anlaß nehmen, um mit einer ums Mehrfache gesteigerten Produktion in die vermeintliche Lücke einzudringen. Natürlich würde er dabei scheitern; aber die Angst, daß einer so handeln könnte, sitzt allen Beteiligten derart in den Knochen, daß keiner mit der Produktionsbeschränkung anzufangen wagt.

Die Buchmühle müllert bei Tag und bei Nacht. Auflage um Auflage wirft sie auf den Markt. Der babylonische Bücherturm wächst und wächst. Und wir sind närrisch genug, die wirklich erstaunlich hohen Zahlen der jährlich ansteigenden Buchproduktion zum Maßstab der Kulturhöhe unseres Volkes zu nehmen, während allein richtig doch nur die tatsächliche Absatzziffer, der Konsum sein könnte. Aber selbst dessen Zahlen sind nicht in der Lage, den Stand der Entwicklung zuverlässig auszudrücken. Schauen wir nur genau zu: Der Gesamtumsatz an Büchern, der in Westdeutschland übers Sortiment gelaufen ist (für alle Bücher, schöngeistige wie wissenschaftliche, dazu Fach- und Gebrauchsbücher —

ausgenommen die Umsätze der Buchgemeinschaften), betrug im Jahre 1949 etwas unter 600 Millionen, er stieg im Jahre 1950 auf 603, 1951 auf 722 und 1952 auf 818 Millionen DM. „Ansteigende Konjunktur“ — rufen die Schlaun — und die Werbestellen und ähnlichen Institutionen ereifern sich, den Erfolg ihrer beflissenen Bemühungen und immerwährenden Anstrengungen sich gegenseitig zum Lobe vorzurechnen. Und dabei verrechnen sie sich alle miteinander. Nehmen wir eine andere Zahlenreihe vor! Nach der amtlichen Statistik hat die beliebte Normalfamilie in unserem Lande im Jahre 1950 rund 7,3% ihres gesamten Etats für Bildung und Unterhaltung ausgegeben. In diese Rubrik gehört neben Theater, Konzert und Kino auch das Buch. Damals hieß es, der Anteil dürfte in den kommenden Jahren noch steigen, denn in jenem Jahre hatten sehr viele Haushaltungen, die heute schon wieder, wenn nicht normal, so doch annehmbar eingerichtet sind, noch allerlei notwendige Bedarfsanschaffungen durchzuführen. Heute sind wohl fast alle um etliche Bezüge besser ausgestattet als 1950 — neben dem Radio ist der Eisschrank eingezogen und manches andere dazu, hie und da schon der Fernseher — aber wie sieht es denn jetzt aus? Sie werden sich wundern: die beliebte Normalfamilie gab 1952 nur noch 5,3% für Bildung und Unterhaltung aus, während der Anteil für Genußmittel im Haushaltsetat sich von 6% (1950) auf 14,9% (1952) erhöht hat und die Anteile Hausrat, Bekleidung, Körperpflege und Verkehr zum Teil ansehnlich gestiegen sind. Eine bemerkenswerte Verschiebung ist also eingetreten, und die Umsatzsteigerung auf dem Buchmarkte erweist sich als höchst relativ — sie ist lediglich im Zuge der Steigerung des gesamten Volkseinkommens erfolgt — vom Anteil des tatsächlichen Einzelverbrauchs aber nicht unbeträchtlich *gesunken*.

Das vielgepriesene „deutsche Wirtschaftswunder“ erweist sich wie anderwärts auch hier als eine frappante Täuschung. Wir sollten ernstlich darüber nachdenken, wieso die allgemein behauptete Aufbesserung unseres Einkommens überwiegend der materiellen Besserstellung der Lebensführung zugute kommt und — diese Zahlen beweisen es — eine Senkung unseres persönlichen Bildungsbedürfnisses von einem Jahre aufs andere um volle 2% zu Folge hat.

Es ist unabsehbar, wie tief das Verderben der Sprache, das Maulbrauchen, in alle Welterscheinungen unsrer Zeit eingegriffen, wie es allenthalben in unsrer Mitte in der ganzen Kraft seines Verderbens dasteht.

Und bei jeder einzelnen Ansicht komme ich auf die Behauptung zurück: daß die Lücken des europäischen Unterrichts oder vielmehr das künstliche Auf-den-Kopf-Stellen aller natürlichen Ansicht desselben diesen Weltteil dahin gebracht hat, wo er jetzt liegt.

Pestalozzi'

(Aus der von Otto Müller im Insel-Verlag herausgegebenen
Auswahl „Entfaltung der Menschlichkeit“)

Der siebzigjährige Loerke

Als Oskar Loerke Ende Februar 1941 in Berlin-Frohnau starb, war ihm bewußt, daß die „liebe Welt“ Deutschlands, in der er einst seine Gedichte und Bücher zu schreiben begonnen hatte, längst zur „Hölle“, zu einem „blutgefühten Reich“ geworden war. Vom ersten Augenblick der tyrannischen Machtherrschaft an hatte er sie als Regiment des Bösen und des im metaphysischen Sinne Weltfeindlichen durchschaut. „Wem das eigene Denken mit Gewalt untersagt wird, soll zum Philister gemacht werden. Trumpf ist der heroische Philister“, schrieb er in sein Tagebuch, dem er den kennzeichnenden Titel „Jahre des Unheils“ gegeben hatte. Er wußte um den „unabsehbaren Sturz der Zeit“, er wußte auch, daß er zugrunde gehen würde an dem Ekel vor der Zeit. Wie ein zorniger Prophet hat er in Gedichten vorausgesagt, was viele getäuschte Menschen erst nach der Katastrophe der unseligen Jahre eingesehen haben. Wieviel historische Wahrheit steckt in dem Spruch vom November 1940:

Jedwedes blutgefühte Reich
Sinkt ein, dem Maulwurfshügel gleich.
Jedwedes lichtgeborne Wort
Wirkt durch das Dunkel fort und fort.

Diese Zeilen wurden in dem Augenblick geschrieben, als sich die heilrufenden Scharen von militärischen Scheinerfolgen blenden ließen, Der Spruch hat übrigens heute nichts an Aktualität verloren. Loerke bedurfte nicht der Bestätigung seiner Vorausschau durch die geschichtliche Entwicklung. Es ist für seine dichterischen Visionen bezeichnend, daß sie nicht unverbundlichen Vorstellungen der Phantasie entspringen, sondern die verborgene Wahrheit der Wirklichkeit aussagen. Loerke geht immer vom Gegenständlichen aus, aber er zieht das Zufällige des zeitlichen Anlasses ab, um durch das Wortbild die überzeitliche Gültigkeit zu fixieren und die Transparenz in der realen Erscheinung aufzudecken. Im Gedichtzyklus „Bemalte Vasen von Atlantis“ heißt es beispielsweise: „Was steigt aus diesem Buch? Durch Rosenöl ein Aasgeruch.“ Das ist, wenn man es nur recht bedenkt, die ins Bild gehobene Deutung jeder heuchlerischen Botschaft aus einem totalitären Staat. Die Verse stehen in dem 1936 erschienenen Band „Der Wald der Welt“, dem letzten der zu Loerkes Lebzeiten veröffentlichten Gedichtbücher. Die nach 1936 entstandenen Gedichte sind erst in dem Nachlaßband „Die Abschiedshand“ publiziert worden; viele hätten unter der Diktatur auch nicht gedruckt werden können. Dennoch ist es erstaunlich, daß 1934 im Band „Der Silberdistelwald“ (worunter das gestirnte Himmelszelt zu denken ist) drei Strophen

stehen konnten, die unter der ironisch-irreführenden Überschrift „Geneungsheim“ das einem KZ-Lager gleichende Deutschland darstellen. Als Antwort auf die Frage, warum Menschen zu Krüppeln geschlagen wurden, heißt es: „Sie haben einen Lumpen einen Lumpen genannt.“ Nun, das war ebenso unmißverständlich und bündig ausgedrückt wie die Schlußstrophe: „Warum schweigt dieser im Knebel? Weil sein Gewissen schrie! Wes Kopf sprang zum Reiche der Nebel? Dessen Gurgel vor Ekel spie!“

Es war kein geringeres Wagnis, nach Loerkes Tod in der „Neuen Rundschau“ 1941 zu seinem Gedächtnis das Dialoggedicht „Timur und die Seherin“ zu veröffentlichen, das in großartiger Schau die Überlegenheit der ewigen Naturgesetze über die Willkürbefehle einer Despotie enthüllt. Auf Timurs Frage, was seine Macht sei, erwidert die Seherin, daß sie wie Schnee zerschmelze. Und als Timur (der Name gilt als Chiffre für jeden modernen Tyrannen) androht, sie wegen ihrer Vermessenheit töten zu lassen, erwidert die Seherin, die als Magd die Kühe auf der Weide hütet, gelassen: „Das kannst du tun, doch tritt mir aus dem Klee.“

Mochte auch in den letzten Gedichtbänden die unmittelbare Anklage gegen den nihilistischen Ungeist jener Jahre immer leidenschaftlicher vernehmbar werden, so ist auch in den früheren Bänden die mahnende Stimme eines Wächters der Zeit nicht zu überhören. Wenn es auch die Stimme eines Weltenwächters ist, wäre es falsch, darin den Generalnennen seiner Lyrik zu sehen. Ihr Kennzeichen besteht vielmehr darin, die Natur als Wirklichkeit des Geistes zu beschwören. Loerke ist, wie nur wenige Dichter in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, der Magie des Wortes mächtig. Die deutsche Naturlyrik erfährt durch ihn entscheidende Bereicherungen: Er erkannte im dynamischen Geschehen der Natur — die, anschaulicher gefaßt, ihm zum „Grünen Gott“ wurde — das ewig-gegenwärtige Gericht des Daseins, und so führen seine Gedichte zu einer über-rationalen Deutung der Natur und damit des geschichtlichen Prozesses schlechthin. Denn unter Gegenwart versteht das Loerkesche Gedicht nicht nur das vom Augenblick erfüllte Dasein; sondern alles, was in einem bestimmten Bezug einmal geschah — zur Zeit der alten Chinesen oder in Pompeji oder im Dreißigjährigen Krieg — rückt durch magische Verknüpfung in den gleichen geistigen Raum.

Die eindringliche Prägung der Bilder, die alle Zeiten und Räume auslotende Gedankenfülle, die traumwandlerische Sicherheit der Aussage verleihen den Versen die Zauberkraft des Märchens — und so verstanden, setzt seine Lyrik ein Stück mythischer Welt-Erzählung fort. In sieben, zwischen 1911 und 1936 in regelmäßigen Intervallen veröffentlichten Gedichtbänden, dem „Siebenbuch“, wie er es gern bezeichnete, liegt das Vermächtnis seines Lebens vor. Da alle Bücher (bis auf den Nachlaßband „Die Abschiedshand“) seit langem vergriffen sind, erscheint dieser Tage eine von mir herausgegebene Auswahl von neunzig Gedichten, die in einem charakteristischen Querschnitt eine Vorstellung der Loerkeschen Seins-Schau zu geben sucht.

Über seiner Lyrik seien die essayistischen Schriften nicht vergessen, die einen Schatz großartiger Gedanken über Kunst und Literatur bergen. So die beiden grundlegenden Aufsätze über Johann Sebastian Bach (Neu-

druck 1950 bei S. Fischer) und das Buch über Anton Bruckner von 1938. In großen Andeutungen, die z. B. Herders Weltgebäude, Rückert den Riesen, Jean Paul, „das unbekannteste Genie“, in neuer Sicht erscheinen lassen, hat Loerke immer wieder betont, daß Sinn und Aufgabe des Lebens geistiger Art sind — auch in der Akademierede von 1928 über Formprobleme der Lyrik (jetzt nachgedruckt in der erweiterten Neu-Ausgabe des zweibändigen Lesebuchs „Deutscher Geist“ bei Suhrkamp).

So hart sein Leben war, so bitter seine Erkenntnisse sind, verkündet sein Werk keine tragische Lebensanschauung. Es ist von dem Glauben an die Kraft des schöpferischen Wortes getragen, das „fort und fort wirkt“. Oder, wie er es in der Akademierede ausdrückte: „Der künstlerische Geist ist durch Mißverständnis und Nichtachtung ebensowenig auszutilgen wie das Phänomen des Lebens selbst.“

GEDENKZEIT

Auf meinem Grabe halte nichts die Wacht,
Kein Stein, kein Erz. Die zählen falsche Stunden.
Denn ehern, steinern hab' ich nie gedacht.
Was ich empfand wie Hauch, ist ausempfunden.

Von einer bitteren Orangenschale
Ein wenig auf die Fingerkuppen reiben,
Man mags, mein eingedenk.
Wie man mich rief, kann man zu einem andern Male
Verlöschlich auf die Schiefertafel schreiben:
Für mich ein kleines Weihgeschenk.

Oskar Loerke

(Aus dem Bande: Oskar Loerke, „Gedichte“. Auswahl und Nachwort von Hermann Kasack. Frankfurt a. M. 1954, S. Fischer. 122 S. DM 8,—)

Das Romanwerk von Robert Faesi

Durch Robert Faesis groß angelegte Romantrilogie hat Zürich eine geistige Durchleuchtung erhalten, wie sie in dieser Breite und Vertiefung für das geschichtliche Dasein der Schweiz wohl einzig ist. Zürich — und zwar das patriarchalisch-patrizische — ist gemeint mit der „*Stadt der Väter*“, so lautet der Titel des ersten Bandes. Der zweite führt von hier in die „*Stadt der Freiheit*“ hinaus, das Paris vor und während der großen Revolution. Der dritte verlegt mehr und mehr den Schauplatz zurück an den Ausgangspunkt, aber da Zürich zum Kriegsschauplatz wird, kann dem Titel „*Die Stadt des Friedens*“ nur sinnbildliche Bedeutung zukommen.

Schon vor Abschluß der Trilogie hat Zürich dem Verfasser den Literaturpreis verliehen, seinerseits hat er sie im Nachwort zum Gesamtwerk „aus innerer Verbundenheit“ seiner Vaterstadt gewidmet.

Es war ein Wagnis und bedeutete die Hingabe der Arbeit vieler Jahre, diese große Dichtung zu unternehmen. Wir beglückwünschen Faesi zu der Vollendung und dem Gelingen dieses Werkes. Sein Erstling, das schmale Bändchen der „*Zürcher Idylle*“, ließ bereits den Meister historischer Dichtung erkennen. Ex ungue leonem. Es ist klar, daß ein Schriftsteller an eine so große Aufgabe, wie es diese Trilogie ist, von drei, je etwa 600 Seiten haltenden Bänden, in denen ein außergewöhnlich reicher Stoff, geschöpft aus dem Studium eines überreichen historischen Materials, aus lebendiger lokaler und familiärer Tradition und durch dichterische Intuition in ein Kunstwerk umgegossen, sich nicht heranmacht, ohne sich über die tieferen Grundlagen einer solchen Verbindung von Historie und Dichtung klar zu sein. Dieser Grundlagenforschung verdanken wir das geistreiche „Neujahrsblatt“, das Faesi 1945 für die „Gelehrten Gesellschaft“, Zürich, über das Thema „Dichtung und Geschichte“ geschrieben hat.

Wenn es sich bei der Geschichtschreibung nach Ranke darum handelt, festzustellen, wie es wirklich gewesen ist, so gibt es neben der Wirklichkeit, den feststellbaren wirklichen Tatsachen, die zunächst ein verwirrendes Mosaik darstellen, die Wahrheit, den als Einheit erlebten geschichtlichen Vorgang. Auch dem Berufshistoriker, wenn er nicht nur Antiquar sein soll, muß die dichterische Fähigkeit eignen, das Mosaik zu einem großen Gemälde zu verdichten, in dem aus dem Unpersönlichen Persönlichkeiten mit ihrem Erleben und Erleiden hervortreten.

Die Katastrophe in der Tragödie, in welche die Trilogie Faesis mündet, ist der Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft im Februar/März

1798. In Faesis „Stadt des Friedens“ habe ich diese eigentlich erlebt, wie vielleicht keine Episode der Schweizer Geschichte. Hier ist der Höhepunkt dieses geschichtlich-dichterischen Meisterwerkes. Nach der Lektüre haben wir einen erschütternden, unverwischbaren Eindruck jenes tragischen Zusammenbruches, viel stärker als ihn die oft ressentimentbelastete liberale und demokratische Historiographie des 19. und 20. Jahrhunderts hervorbringen. Durch den Dichter werden wir als Miterlebende in den Strom der Zeit versetzt und kommen darum der Wahrheit näher.

Der breite Aufbau machte es dem Dichter möglich, nicht nur in die Breite der gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Probleme zu gehen, sondern auch in die Tiefe eines halben Jahrhunderts. Die Trilogie ist ein Roman gesellschaftlicher Klassen und auch ein Roman von Generationen. Die drei Hauptpersonen, deren Wesen und Schicksal wir durch drei Jahrzehnte kennenlernen, repräsentieren drei Gruppen der regierenden Bürgerschaft: Gerold Edlibach die Stübljunker, Leonhard Heidegger das Regentenpatriziat, Caspar Schweizer die handeltreibende Bürgerschaft. In den Raufereien dieser städtischen Herrensöhnchen mit den Stäferer Bauernbuben erleben wir die Vorboten des Stäfererhandels, jener großen Tragikomödie der Irrungen in der Geschichte Zürichs.

Wenn wir die Trilogie einen Generationen-Roman nannten, so schließt das nicht aus, daß er das Leben dreier Zürcher vorzugsweise zum Gegenstand hat, die wir von ihren Bubenspielen im Erker der Großmutter bis zu den Gesprächen der Überlebenden an den Gräbern der Toten in der Silvesternacht von 1799 begleiten. Diese Generation, die wir die der Söhne nennen wollen, weil sie uns schon im Knaben entgegentritt, verkörpert das geistig aufgeschlossene Zürich der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vom aufgeklärten Aristokraten Edlibach bis zum revolutionären phantastischen Caspar Schweizer, der einzigen faktisch historischen Gestalt unter den dreien. Die elterliche Generation ist vertreten durch zwei Väter, Verkörperungen eines sturen Konservatismus und eines pathologischen Autoritarismus. Im übrigen tritt diese Generation wenig hervor. Wohl aber ist die großelterliche von Bedeutung, von welcher der bedeutende Bürgermeister Heidegger und das „Matrönlein“ gewissermaßen die Brennpunkte bilden, wenn wir das Gesamtwerk in der Gestalt einer Ellipse uns vorstellen. Mit Recht ist neben den drei Hauptpersonen deren Ahnfrau eine wichtige Stellung eingeräumt worden, denn die Frau, die Mutter, ist die vornehmste Trägerin und Vermittlerin der Tradition.

In die Folge der Generationen bricht schließlich auch die Wandlung der gesellschaftlichen Struktur ein. Von großem Interesse ist die Entfaltung der erfolgreichen Industriellenfamilie der Meyer v. Stadelhofen und deren Verschmelzung mit dem Ancien Régime. In der Person des Jakob Meyer tritt uns die Entschlußkraft entgegen, die Edlibach fehlt. In David Heidegger, einer vierten Generation, der schon als Junge durch seine Wirklichkeitsnähe den ästhetischen Vater bei Goethe, bei dessen Besuch in Stäfa aussticht, scheint sich etwas von der Kraft zu melden, ohne die der auch uns in seiner scheinbaren Hemmungslosigkeit unheimliche Aufstieg Zürichs im Zeitalter des Liberalismus und der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sich nicht erklären läßt. Gleichzeitig tritt in dem

Bauern Baumann die in der Landbevölkerung durch die Privilegienpolitik der Stadt aufgestaute Initiative und Kraft in ihren ersten Anfängen in Erscheinung. Und zwar geschieht dies im Zusammenhang mit dem der Geßnerschen Traumwelt entnommenen „Paradiesli“, aus dem Schweizers und Edlibachs Gattinnen stammen, das aber wie zartes, feines Porzellan im Sturm der Invasion in Scherben zerschellt.

Doch nicht nur die Probleme der gesellschaftlichen Schichtungen und die aus der Folge der Generationen sich ergebenden Spannungen, sondern — um nur vom letzten Bande zu reden — auch zum Teil heute aktuelle oder in unsern Nachbarländern in den letzten Dezennien tragisch sich auswirkende Fragen der Neutralität und Humanität, des Verhaltens eines sich und dem Vaterland treu bleiben wollenden Menschen in Zeiten der Revolution oder fremder Besetzung, sie alle sind tiefdringend und unaufdringlich in das menschliche Drama eingeflochten. Es kann uns Schweizern guttun, diese Konflikte einmal in heimatlicher Beleuchtung zu sehen.

Das hohe Verantwortungsgefühl des Dichters für die historische Wahrheit zeigt sich nicht nur darin, daß er es gewagt hat, seinen Roman in einer politisch und militärisch für unser Land kläglichen Untergangs- und Übergangszeit enden zu lassen, sondern er hat schon in seinem Aufsatz im Atlantis-Almanach 1949 gesagt, daß von den drei Hauptpersonen, die das verbindende Element aller drei Bände bilden, nur der, man darf sagen, glücklicherweise am wenigsten Zürcherische Caspar Schweizer eine reale historische Gestalt ist, während es Leonhard Heidegger „hätte geben können“ und Gerold Edlibach es „hätte geben sollen“. Der Dichter fügt den letzten Worten bei: „So möchte man zu Ehre seiner Heimat wünschen.“ Die Gleichzeitigkeit von Wirklichkeit und Wahrheit, die Forderung historischer Dichtung konnte so nur durch den in den zitierten Worten durchklingenden schmerzlichen Verzicht erfüllt werden, Verzicht, der den Dichter ehrt und sein Werk adelt.

Der Dichter hat in Edlibach den Typus, das Ideal dessen dargestellt, wofür wir im Deutsch der Schweizerstädte das unauswechselbare Wort und den Begriff „ein Herr“ haben. Ein solcher Typus läßt sich eher an einer fiktiven als an einer wirklichen Person darstellen; worauf es ankommt, ist, daß sie wahr sei. Dies erkennen wir gerade an ihren Schranken, die der Dichter nicht verheimlicht. Wo sonst wäre damals in der Schweiz eine heldische Persönlichkeit zu finden gewesen als, neben den anonymen Bauern von Nidwalden und Rothenthurm, deren Führer Alois v. Reding? Auch in Bern fehlten sie, obwohl die Geschichte Berns vielmehr als die unsere einen heroischen und gewissermaßen imperialen Zug hat; Schultheiß v. Steiger und General v. Erlach waren auch wie Gerold Edlibach edle, doch mehr passive Opfer der Katastrophe.

Wohl besaß Zürich damals drei Männer, Hs. Cd. Escher v. d. Linth, Caspar Lavater und Heinrich Pestalozzi, deren Leben Züge der Größe und der Tragik zeigt; sie durchschreiten den Roman als wichtige Nebenfiguren, aber nur Lavaters Schicksalslinie wird noch zu Ende gezogen. Dadurch, daß Faesi mit zwei fiktiven Personen und einer wirklichen, deren Lebensweg er in dichterischer Freiheit rascher und steiler abfallen

läßt als in Wirklichkeit, konnte er scheinbar abrupt, aber eindrucksvoll den Roman zum Abschluß bringen. Nach dem zweiten Band konnte einen die Sorge beschleichen, wie das Schiff des Romans nach dem hohen Wellengang auf dem Meere der revolutionären „Freiheit“ landen könne in den doch etwas seichten Wassern des Friedens der Zürcherischen Biedermeierzeit. Der Dichter hat diese Schwierigkeit überwunden, indem er die ganze Handlung plötzlich von der Ebene der geschichtlichen Vorgänge auf die höhere der Kontemplation sub specie aeterni hinaufhebt. Die Gespräche des überlebenden Heidegger mit den Frauen seiner beiden toten Freunde und Vettern lassen die Lockerung der menschlichen, politischen und sozialen Spannungen, welche die Vergangenheit beherrschten, in ihrer Relativität erkennen, und aus diesen Gesprächen erwächst Heidegger die Aufgabe, das Andenken Edlibachs und der anderen Toten als Chronist seiner selbst und seines Zeitlaufs festzuhalten. Mehr denn als Chronist, als groß gestaltender Dichter hat nach anderthalb Jahrhundert Robert Faesi Heideggers Versprechen erfüllt.

DÄMMERUNG

Ich höre den Tritt auf den Treppen.
Tapeten wollen von den Wänden blättern.
Da ist die Tür aus gemasertem Holz,
mit der Farbe des Abends gestrichen:
du kommst.

Eine Haarkurve teilt dein Gesicht.
Wir wissen, was ist und was sein wird.
Laute flattern wie trunkne Insekten,
schaukeln auf den Wellen des Atems:
du sprichst.

Der Fußboden ist ein Schachbrett.
Zug um Zug nähern sich unsre Figuren.
Dann sind alle Felder gleich.
Wir trinken aus einem einzigen Glas:
du bleibst.

Gerhard Neumann

Der Nachtfalter

Kollektivismus. Der Redner sprach in einem Dorfgasthaus. Entlang einer Kette klarer Worte führt er seine Hörer durch das Labyrinth der einander überwuchernden Erscheinungsformen. In atemberaubender Spannung erstanden und verschwanden in wechselnden Spiegelungen die verzerrten Gesichter eines durchgeführten Kollektivs.

Er sprach mit Intensität. In der gebeugten Rückenlinie, die sich vom Nacken über den Hals und Kopf bis zur Nasenspitze fortsetzte, drückte sich bei der leicht nach oben ausholenden Kurve des Bauches eine embryonale Geschlossenheit aus — bis auf die Beine, die mit rastlosen kurzen Tritten die exaktgeführten Themen begleiteten. Unter der hohen Warte der sprachlich gutgezeichneten Denkbilder durchliefen sie eine Gerade vor den Hörern der ersten Reihe. Besorgte Spannung lag auf den Gesichtern der Menschen. Es wurde ihnen bewußt, wie sehr jeder schon in dem engmaschigen Netz des Kollektivismus gefangen war.

Plötzlich fiel ein Nachtfalter aus der Höhe des Raumes. Hatte das Neonlicht ihn aus dem bergenden Dunkel gelockt? Er lag mit ausgebreiteten Flügeln in der Bahn der Rastlosigkeit. Ganz an seine Vorstellungen gefesselt, achtete der Vortragende nicht auf seinen Gang. Mehrmals streifte sein Fuß den Falter. Immer sah es so aus, als sollte er ihn zertreten. Die Flügel mit den zarten schwarzen Tupfen und feinverästelten Linien leuchteten. Der Falter rührte sich nicht. Das Licht hatte ihn bezaubert. Zitternd richteten die Hörer ihre Augen auf den gelben Fleck am Boden. Jeden Augenblick konnte ihn denkende Gedankenlosigkeit zerreiben.

Ein Aufatmen —

Der Redner blieb stehen. Mit sicheren Worten beendete er seine Ausführungen in einer an das Pult gelehnten Schlußstellung. Ich hob den Falter auf. In der dunklen Höhle der Hände erwachte er unter meinem Atem wieder zum Leben. Taumelnd stürzte er sich am offenen Fenster in die schwarze Nacht des schlafenden Dorfes. Noch einmal sah ich seine Flügel leuchten.

Dann schloß ich beglückt das Fenster.

Im Anbruch der Tage

Iwan Bunin zum Gedächtnis

Iwan Alekssejewitsch Bunin, der in der Nacht zum 8. November 1953 im Alter von 83 Jahren in Paris am Herzschlag gestorben ist, war einer der hervorragendsten Schriftsteller der Gegenwart und neben Iwan Schmeljow und Boris Saitzew der beste Vertreter der modernen russischen Emigranten-Literatur. Ein Großteil seiner Werke ist in viele Sprachen übersetzt worden. Dennoch haben seine Romane und Novellen nicht den Erfolg erlangt, den sie eigentlich verdient hätten. Seit 1917 lebte der Dichter in Frankreich. Er hat das bittere Los des Flüchtlings bis zu seinem Lebensende ausgekostet, wenn er auch eine bedeutende Persönlichkeit in Pariser literarischen Kreisen war, von François Mauriac und André Gide hoch geschätzt. Er litt ebenso wie Iwan Schmeljow unsäglich unter der Einsamkeit und dem Nichtverstandenwerden und verzehrte sich in der Sehnsucht nach der Heimat.

Der Dichter wurde am 22. Oktober 1870 in Woronesh am Don geboren, er entstammte einem alten Adelsgeschlecht und verbrachte seine ganze Jugend auf dem väterlichen Gut. Nach der Gymnasialzeit in Jeletz entfaltete sich sein außergewöhnliches Talent rasch. 1900 erschien sein erster Gedichtband, 1905 schuf er in Petersburg bereits Werke, die seinen Namen in ganz Rußland bekannt machten: „*Die Antonsäpfel*“ (Winteräpfel), 1910 den Bauernroman „*Das Dorf*“ (deutsch 1936 bei Cassirer), die Novellen „*Frühling*“ und „*Der letzte Tag*“ (1913). Wie viele Russen, reiste Bunin vor 1914 in der Welt umher; er kannte Afrika, den Vordenen Orient und die Tropen und schöpfte daraus Stoff für seine Dichtungen und Novellen. 1908 wurde ihm die höchste Auszeichnung der russischen Akademie, der Puschkinpreis, verliehen. Er wurde Mitglied der Akademie, der auch Leo Tolstoj angehörte.

Nach der Revolution emigrierte er nach Paris, wo er bis an sein Lebensende tätig war. In seinen Novellen gewinnen die unvergänglichen Werte des alten heiligen Rußland neues Leben und Gestalt: in der zarten Melodik der Sprache, der sorgfältigen Wahl der Themen, der meisterhaften Charakterzeichnung und der inneren Spannung seelischer Vorgänge. Seinem großen Vorgänger Anton Tschechow nacheifernd, zeichnete er künstlerisch wertvolle, spannungsreiche Miniaturen, aber er feilte mehr und wurde so ein bewußter Stilist, ein Artist des Wortes. Er war ein durchaus ursprüngliches Phänomen. Sein Schaffen drang aus der Tiefe seiner Künstlerpersönlichkeit. Eine seiner besten Novellen ist der „*Passionsmontag*“ (deutsch in dem Sammelband „Russ. Erzähler des

20. Jahrhunderts“, herausgegeben von Eugen Gagarin, München 1948, Federmann-Verlag), die die seltsame Wandlung einer des Lebens- und Liebesgenusses überdrüssigen Studentin zeigt.

In seinen früheren Jahren, vor der bolschewistischen Revolution, hatte Bunin Werke von herbem Realismus geschaffen, der Dunkles, Irren und Verbrechen darstellt, der aber das Leben selbst nie verneint. In düsteren Farben schilderte er im „Dorf“ und im „Ignat“ (1911) die stumpfen, herzlosen Bauern in ihren wirtschaftlichen und sittlichen Nöten. Er stellte den Menschen dar, wie er ist, nackt und bloß, zeichnete erbarmungslos naturalistisch. Maxim Gorkij hat einmal erklärt, Bunin sei der einzige Schriftsteller, der es vor 1917 gewagt habe, die Wahrheit über den Mushik, den russischen Bauern, zu sagen.

In der Emigration wandelte sich seine Anschauung von Rußland. Der bittere Realismus passierte den reinigenden Filter der Resignation. Voll Schmerz und Zärtlichkeit ist der autobiographische Roman „Das Leben Arssenjews“ 1933 (deutsch 1934 als „Im Anbruch der Tage“), jenes berühmte Buch, nach dessen Erscheinen Bunin 1934 mit dem Literatur-Nobelpreis ausgezeichnet wurde. Hier spiegeln sich des Dichters eigene Kindheits Erinnerungen wider. Hier spürt man wehmutsvoll den Geist des inneren Verfalls, der über den altrussischen Adelsnestern wehte, hier ersteht in unübertroffener Meisterschaft das alte Rußland mit den Schönheiten seiner Landschaft und dem Reiz seiner patriarchalischen Verhältnisse: eine längst verschollene Welt in glutvollen Farben. Uralte prawoslawische Kirchengesänge und die balladesken Rhapsodien alter Guslaren — die russischen Heldenlieder — erklingen hier in tiefer Sehnsucht.

Die Macht der Liebe und des jugendlichen Triebes wird besonders in der ergreifenden Jünglingsgeschichte „Mitjas Liebe“ 1925 (deutsch 1926 bei S. Fischer) mit dämonischer Gewalt dargestellt. Nicht das äußere, sondern das seelische Schicksal des dahinsiechenden liebenden Mannes ist das Große dieses kleinen Buches. Die ringum erwachende Frühlingsnatur, der süße Taumel der Lenzlüfte betört den Jüngling, der machtlos ist gegen das ihn umdrängende und sein Inneres aufwühlende Triebleben. Es ist ein unzeitgemäßes Buch, ohne soziale Probleme, ohne viel Menschen und Getriebe, aber dennoch lebensvoll. Und es ist darüber hinaus eine Perle der russischen und eine der schönsten Prosadichtungen der Weltliteratur.

Als König Gustav V. Bunin den Nobelpreis überreichte, betonte er, daß damit die gesamte russische Literatur geehrt werden solle. Und Bunin war in der Tat der Erbe der klassischen Tradition seines Vaterlandes. Seine Novellenbände „Die Rose von Jericho“ (1924), „Der Sonnenschlag“ (1926), eine kleine Arbeit, jedoch von höchster künstlerischer Vollendung, „Unzeitiger Frühling“ (1923), „Die Grammatik der Liebe“ (1935, deutsch 1948, Abendländische Verlagsanstalt, Innsbruck), ein Zyklus herrlicher Liebesnovellen, und der 1947 erschienene Band „Dunkle Alleen“ — sowie die kleineren Romane „Der Ruf“, „Eine letzte Begegnung“, „Die Schale des Lebens“ und der autobiographische Liebesroman „Lika oder Erste Leidenschaft“ — eine Fortsetzung von „Arssenjews Leben“ („Im Anbruch der Tage“) — sind Dichtungen des alten Rußlands.

Hier offenbart sich neben der starken lyrischen Kraft des Autors sein großes Einfühlungsvermögen in der Seelenmalerei, ein Charakterzug, der allen großen Dichtern Rußlands eigen war. Bunins Romane — wesensverwandt den besten Werken Gottfried Kellers, Fontanes, aber auch Knut Hamsuns — sind wie seine Novellen von einer künstlerischen Vollendung, die in der Literatur der Gegenwart selten ist. Das Lyrische schiebt wohl das Plastische bisweilen zurück, und man fühlt hinter den leuchtenden Bildern des Lebens einen leisen Grundton der Trauer, jene Schwermut, die aus den Weiten Rußlands herüberweht und Bunins Personen wie seine Schilderungen mit einem poetischen Hauch verklärt.

Bernard Shaw an Stella Patrick Campbell

28. September 1912

Wie geht's Dir?

Das ist eine geschäftliche Anfrage: Du bist jetzt ein wichtiges Zubehör meines Vermögens; und ich kann es nicht haben, daß Du jetzt versagst. Es ist zwecklos, an mein Mitgefühl zu appellieren. Meine Frau ist krank; meine Mutter ist krank; ich probe zwei Stücke gleichzeitig; und wenn ein Erdbeben den halben bewohnbaren Globus verschlänge, ich würde bloß darüber lachen.

Bis zu einem gewissen Punkt kann ich Mitgefühl haben: eine leichte Erkältung oder einen Augenblick Traurigkeit, das kann ich noch halbwegs bestehen; aber wenn ich vor ernsthaftem Unglück meinem Mitgefühl freien Lauf ließe, müßte ich sterben. Jetzt eben gleicht mein Herz einem Mühlstein, auf dem gemahlen wird: ich könnte eine Dampfwalze über die quietschende Georgina wegtreiben, ohne eine Spur Mitleid zu empfinden . . .

Und wie dem auch sei, gegen Krankheit bin ich völlig unduldsam. Als ich Dich das letzte Mal besuchte, lagst Du im Bett; aber Du hattest die Energie von 10 Tigerinnen; und Dein bemerkenswert schöner Hals hätte mit Leichtigkeit den Giebel des Parthenon getragen, wenn man Dich aus den Laken herausgeholt und als Karyatide aufgestellt hätte.

Ich bin's, der Mitgefühl braucht. Ich bekam gerade einen Brief von einer Suffragette mit der Anrede „Armer mißbrauchter Liebling.“ . . .

Immer
G. B. S.

Der Briefwechsel von Bernard Shaw mit seiner Freundin Stella Patrick Campbell ist, herausgegeben von Alan Dent und in meisterhafter Übersetzung von Hermann Stresau, soeben bei Wolfgang Krüger in Hamburg erschienen (430 S. DM 14,80). Wir geben vorstehend auszugsweise eine Probe aus dieser Korrespondenz wieder, die sich mit vielen Unterbrechungen über die Jahre zwischen 1899 und 1939 hinzieht und die zu unserem Bild von G. B. Shaw die erstaunlichsten neuen Züge hinzufügt. Zu gleicher Zeit zeigt sie Stella Campbell, für die Shaw „Cäsar und Kleopatra“ und „Pygmalion“ geschrieben hat, als dem Dichter in jeder Weise geistig ebenbürtig. Für jeden literarisch Interessierten ist diese mustergültige Ausgabe, zumal durch die Anmerkungen von Herausgeber und Übersetzer, eine wahre Fundgrube.

D. R.

RUNDschau

Indien und Tibet

Im letzten Jahrzehnt hat sich die Lage zwischen Indien und Tibet von Grund auf geändert. Indien hat seine Selbständigkeit gewonnen, aber um den Preis der Macht. Das britische Weltreich steht nicht mehr ohne weiteres hinter ihm. Tibet hat seine Selbständigkeit verloren, aus dem ohnmächtigen Pufferstaat ist ein Bestandteil des Reiches von Mao-tse-tung geworden. Die Wirklichkeit ist komplizierter, aber im Kern ist das Gesagte richtig. Zwei indische Erklärungen beleuchten die Lage. Die erste ist eine lakonische Mitteilung des indischen Außenministeriums vom Herbst 1952 an die Presse, daß die seit 1936 bestehende diplomatische Mission in Lhasa durch ein Generalkonsulat ersetzt werde. Die zweite, ein Jahr später, ging vom Ministerpräsidenten selbst aus. Er äußerte, er habe vor längerer Zeit die chinesische Regierung zur Besprechung von Fragen eingeladen, die Indien und Tibet betreffen; China habe die Einladung auch grundsätzlich angenommen. Indien verlange nichts, was mit der völligen Souveränität Chinas über Tibet in Widerspruch stehe, auch gebe es keinen Gebietsstreit. Die Verhandlungen (begonnen Peking am 31. 12. 1953) können sich nur auf zweitrangige Fragen wie Pilgerverkehr, Postwesen oder dergleichen beziehen.

Das eigentliche politische Problem bildet das Auftreten Rotchinas an der indischen Nordgrenze an sich. Es muß für Indien ein Gegenstand ernster Sorge sein. Tibet war nicht immer ein bloßes Objekt der Politik. Sein Volk war in früheren Zeiten recht kriegerisch, und von dem Land, das die Natur zur Festung riesigen Ausmaßes gemacht hat, gingen einst kräftige politische Aktionen aus. Allerdings ist es über ein Jahrtausend her, daß Tibet, damals ein mächtiges Königreich, sogar von China Abgaben erzwang. Die Einführung des Buddhismus aus Indien brachte einen völligen Wandel in der Struktur des Volkes mit sich. Aber zur gänzlichen Kraftlosigkeit ist es damit nicht herabgesunken. In einem Aufsatz der französischen Zeitschrift „Politique Étrangère“ (Januar 1954), der das Leben des 1933 verstorbenen 13. Dalai-Lama im Rahmen der Landesgeschichte erzählt (der jetzige ist der 14. der Reihe), erfährt man erstaunliche Einzelheiten über offensive Kriegstaten im tibetanisch-chinesischen Grenzgebiet im Osten und Nordosten des unbekannten Landes. Aber diese Taten waren doch rein lokaler Art, und ihre Erfolge sind nur aus den chinesischen Wirren zu erklären. Einem machtvoll geeinten China hatte der verrottete Pseudostaat nichts entgegenzusetzen als die Unzugänglichkeit des Gebietes. Daher erlag er auch fast kampfflos, und was 1950/51 geschah, war nicht so sehr eine Eroberung als eine einfache Besetzung Tibets, oder richtiger: der Punkte und Verbindungswege, auf die es ankommt.

Einmal waren es die Mandschu-Kaiser gewesen, unter deren Dynastie Tibet für das Reich der Mitte gewonnen worden war. Der chinesische Vorstoß gegen Lhasa 1910 war dann der letzte militärische Versuch unter dieser Dynastie vor ihrem Verschwinden aus der chinesischen Geschichte, in einem

der Außenländer den verlorenen Boden wieder zu erringen. Beim großen, weltpolitisch so wichtigen asiatischen Ausgleich zwischen Rußland und Großbritannien 1907 war Tibet eines der Themata, und hier war die beiderseitige Anerkennung der Oberhoheit Chinas, so wenig sie damals real bedeutete, eine wichtige Grundlage für das vereinbarte beiderseitige Desinteressement, bei dem doch ein leichtes Überwiegen der britisch-indischen Interessen mit einfloß. Eben dieses Element scheint jetzt preisgegeben; und wenn an dieser Front die Sowjets vorläufig das Zarenerbe nicht aufgenommen haben, so gilt dies um so sicherer für Mao-tse-tung als Erbe der Mandschu.

So kommt das freie Indien dazu, Nachbar eines kommunistischen Staates an einer ungeheuer langen, freilich durch die Natur weithin begünstigten Grenze zu sein. Diese Lage ist weniger beruhigend, wenn man sich die einzelnen Grenzabschnitte vor Augen hält. Beginnen wir im Südosten Tibets, im Nordosten Indiens, dem „Balipara Frontier Tract“ im indischen Staat Assam. Hier zog eine gemeinsame Grenzkommission 1914 die sogenannte MacMahon-Linie auf dem Hauptkamm des Hochgebirges, eine geographisch befriedigende Linie. Aber die chinesische Regierung ließ diese Sachverständigenarbeit nicht gelten, und auch im kommunistischen China zeichnet man auf den Landkarten eine viel südlicher verlaufende Linie ein. Die in diesem Grenzbezirk lebenden primitiven Stämme gehören nach ihrer Rasse und sozialen Struktur, nach ihren Tauschhandelsverbindungen und teilweise auch als Anhänger Buddhas näher zu ihren Nachbarn auf tibetanischem Gebiet als zu denen der Ebenen im Süden. Insofern ist diese Grenze nicht gefestigt. An Assam schließt sich als nächstes Grenzland zu Tibet der Staat Bhutan an. Seine Bewohner wurden vor zwei Jahrhunderten von Tibet aus unterworfen. Sie sind Buddhisten wie die Tibetaner. Das Land stand seit 1910 unter britischem Protektorat. Dieses Verhältnis hat das republikanische Indien durch neuen Vertrag 1949 aufgenommen. Aber da den Indern wie allen Fremden das Land verschlossen ist, kann es den Schutz dieses kleinen Pufferstaates, den es finanziert und nach außen vertritt, weder durch Polizei noch durch Truppen ausüben und ist hier daher auch gegen Infiltration nicht gewappnet. In dieser Hinsicht steht es anders im westlich anschließenden kleinen indischen Schutz-Fürstenstaat Sikkim. Hier übt die indische Regierung praktisch die Staatsgewalt aus. Sie unterhält die beiden Haupthandelsstraßen nach Tibet. Auf diesem schmalen Abschnitt ist die Grenzwatch gegen Norden wohl am besten gesichert. Aber einst war auch Sikkim ein Stück von Tibet gewesen, erst 1890 hatte China hier die britische Vorzugsstellung anerkannt. — Westlich schließt sich Nepal an¹⁾, nach Größe und Volkszahl ein beachtlicher Staat, stolz auf seine Unabhängigkeit einst gegenüber Großbritannien und heute gegenüber Indien. Die inneren Wirren der letzten Jahre haben zwar Indien Anlaß gegeben, hier auch militärischen Einfluß zu gewinnen. Aber Nepal bleibt ein Unruheherd, und China, das noch 1910 seine früher begründete Oberherrschaft über das Land geltend machte, ist auch hier kein erwünschter neuer Nachbar. Die Kette der Grenzländer zu Tibet wird fortgesetzt durch die indischen Provinzen Uttar Pradesh und Himatschal Pradesh. Es folgt Ladakh, der Ostteil von Kaschmir. Auch hier bestehen historische Bande zu Tibet, dem es bis 1834 zugehörte, und religiöse Verbindungen dorthin²⁾. So ist denn an fast allen Teilen die indische Nordgrenze gegen Tibet nichts weniger als sicher gegen einen Nachbarn, der sich bei Gelegenheit der Rechte von gestern, der unbestimmten Grenzmarken und der Beziehungen zur indischen Grenzbevölkerung erinnern wird.

¹⁾ vgl. D. R., Heft 1/1951

²⁾ vgl. D. R., Heft 1/1954

Weltgewerkschaftsbund

Der kalte Krieg spielt sich auf vielen Fronten ab. Nicht jeder Erfolg und Mißerfolg ist gleich offenkundig. Zu den Erfolgen gehört die kürzliche Ausbootung von kommunistischen Ministern in der Goldküste. Damit steht in Zusammenhang, daß der Beitritt maßgebender Gewerkschaftsverbände der Goldküste zum Weltgewerkschaftsbund, der angedroht war, ausgeblieben ist. Sonst ist leider auf diesem Felde nicht viel Erfreuliches zu melden, und es ist bezeichnend, daß schon ein ausgebliebener befürchteter Übergang zum Feinde als Erfolg gebucht werden muß.

Die Geschichte der internationalen Gewerkschaftsbewegung erlebte ihren Bruch durch den Bolschewismus. Denn vom Stuttgarter „Internationalen Sekretariat“ von 1901 mit Carl Legien an der Spitze über die 17 Millionen vor dem 1. Weltkrieg und die Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale von 1919 ging es nicht gradlinig weiter, weil die Sowjetrussen nicht mitmachten. Lenins „Profintern“, die Rote Gewerkschaftsinternationale, war schon eine Nebenorganisation der Komintern. Ihr zerstörender Charakter wurde erkannt und deshalb ihre Aufnahme immer abgelehnt, aber 1939 schon gegen die Stimmen der Franzosen, Engländer und Norweger. Besonders die Briten riefen zur Einheit, weil sie der kommunistischen Gefahr am unbefangenen und innerlich sichersten gegenüberstanden, und bezeichnenderweise schuf ein Londoner Gewerkschaftskongreß vom Februar 1945, also noch im Kriege, den Weltgewerkschaftsbund, in dem die Sowjets von Anbeginn an mit einer geschlossenen Masse von 60 Millionen einheitlich geführter Mitglieder dominierten — nicht äußerlich, wohl aber durch Zellenarbeit.

Manche trauern der in ihm verwirklichten Welteinheit noch immer nach. Nicht bloß im kommunistischen Lager, das den heute etwa ebenso starken 1949 begründeten Freien Internationalen Gewerkschaftsbund als „Spalterbund“ bekämpft. Auch der „Economist“ (31. 10., 7. 11. 1953), der den WGB sehr richtig die neue Komintern nennt, sagt dem Sinn nach, durch den Austritt und die Neugründung des Freien Bundes habe man den Roten die Möglichkeit gegeben, unkontrolliert auf die koloniale und halbkoloniale Welt losgehen zu können. Es hat aber auch seine Vorteile, daß seit 1949 die Zugehörigkeit des WGB zur Moskauer Welthälfte offenkundig ist, und daß die sachliche und aufklärende Arbeit des Freien Bundes von innen nicht gestört wird. Nur ist die Lage insofern ungleich, als diesem jede Einwirkung in die rote Welt verwehrt ist. Anders der WGB! Neben Weltfriedensrat, Weltfrauenbund und Weltbund der Demokratischen Jugend ist er einer der völkerüberspannenden Bünde, die tief in die westliche und neutrale Welt im Sinne Moskaus hineinwirken. Als im Oktober 1953 der WGB in Wien tagte, wurde auf seine Tätigkeit ein helleres Licht geworfen, als es Moskau lieb ist. Sein Ziel ist, die Spaltung von 1949 rückgängig zu machen, die „Aktionseinheit der Arbeiterschaft“ zu stärken. Die Front soll wieder breiter werden, auch Christen und Sozialisten wünscht man sich jetzt wieder zu Verbündeten. Dazu sind die Aussichten in Europa gering. Denn solange die wirtschaftlichen Tatsachen die marxistische Lehre von der wachsenden Verelendung unter dem Kapitalismus widerlegen, ist die Zugkraft dieser Lehre nicht groß. Auch der in Europa leider zunehmende Antiamerikanismus reicht noch längst nicht zu einem Einschwenken in ein offensichtlich moskautreues Fahrwasser aus.

Um so größer sind die Aussichten in den sogenannten unterentwickelten Ländern. Hier kann der Kommunismus tatsächlich ganze Reiche erobern, er ist daran, es zu tun, und der Weltgewerkschaftsbund ist ihm hierbei ein guter Helfer. Hier liegt die Voraussetzung des wachsenden Elends vor,

Ergebnis des stürmischen Anwachsens der Volkszahl und der noch geringen Produktivität der Arbeit. Hier hält dem Mißtrauen gegen die USA der alte Haß gegen die Kolonialmächte die Waage. Der WGB wirft sich besonders auf die Weltgegenden, die als strategische Militärbasen in Übersee und als Quellen für strategische Rohmaterialien das „Hinterland des imperialistischen Lagers“ darstellen. Auch werden Berufsinternationalen für solche Berufsgruppen geschaffen, deren Nichtmitwirkung jede Mobilisierung lähmen kann, nämlich für Bergleute, Transportarbeiter für Luft, See und Land, Docker, Fischer, Post und Radio und im Hinblick auf die Kolonien auch landwirtschaftliche Arbeiter.

Zu den halbkolonialen Gebieten zählt der Kommunismus u. a. ganz Lateinamerika. In Wien waren allein 160 Delegierte aus 18 lateinamerikanischen Ländern anwesend. Einer der großen Schrittmacher Moskaus in der westlichen Hemisphäre ist der Mexikaner Vicente Lombardo Toledano, der die weitverbreitete CTAL (Confederacion de Trabajadores de America Latina) leitet. Die asiatischen Sektionen des WGB haben ihr eigenes Zentrum in Peking. Wer auf den Gegensatz Moskau—Peking hofft, dem mag dies tröstlich erscheinen. Wir sehen in der Betonung der führenden Stellung eines asiatischen Volkes, nämlich eben der Chinesen, auf diesem Felde eher ein Element der Stärke des Kommunismus, keinen Trost. Übrigens waren in Wien auch Länder wie Ceylon vertreten, das doch als das treueste Dominion in Asien gilt.

Die Reichweite des WGB kann gar nicht überschätzt werden. Die ihm angehörenden geschlossensten nationalen Verbände außerhalb der eigenen Sowjetwelt dürften die französischen und die italienischen sein. Jene stellen mit Louis Saillant den Generalsekretär des WGB, diese mit di Vittorio seinen Präsidenten. Bescheiden stellt die Sowjetunion nur einen Vizepräsidenten, seine engeren Kollegen sind mit Ausnahme eines Holländers alle außerhalb Europas zu Hause: in Indien, China, Sudan, Mexiko und Kuba. Mitgliedsverbände finden sich fast in jedem Land, wie man im „Yearbook of International Organizations“ nachlesen kann. Hier ist der WGB friedlich neben allen Organisationen der freien Welt in einem Artikel behandelt, der seinen besonderen Charakter nicht vermuten läßt. Sein Programm zeigt ja auch nicht, daß ihm Gewerkschaftsrechte und Lebensstandard des Arbeiters nichts gelten, wenn Moskaus Ziele im Spiele sind — wie seine „Verdammung“ des Ost-Berliner Aufstands vom 17. 6. 1953 erwiesen hat. Nicht überall ist die Erkenntnis vorhanden, die aus dem Satz jenes Politikers von der Goldküste spricht: man wolle nicht ein Joch abwerfen, um dafür das Joch Moskaus zu tragen!

Die Kurilen Die Inselgruppe der Kurilen zieht sich von Japan nach Kamtschatka hinauf. Die südlichste Insel liegt nur vier Kilometer von der Küste der japanischen Insel Hokkaido entfernt. Hier sitzen die Sowjets also den Japanern am dichtesten auf dem Hals. Sie können den auf Hokkaido liegenden Fischereihafen Nemuro kontrollieren und überhaupt die für die Ernährung des übevölkerten Inselstaates so wichtige Fischerei behindern. Das Ochotskische Meer, das die Inselgruppe vom Ozean trennt, ist reich an Fischgründen, an denen den Japanern immer gelegen war. Auch auf diesem Gebiet hatte ihnen der Sieg über die Russen 1904/05 Vorteile gebracht. Aber gerade hier lag auch eine der Quellen ständiger Reibereien, und mit der Niederlage 1945 büßte Japan mehr ein, als es vierzig Jahre zuvor gewonnen hatte. Auch aus Sicherheitsgründen ist Japan empfindlich gegen die allzu nahe Nachbarschaft, die es den Sowjets u. a. erleichtert,

kommunistische Agenten einzuschmuggeln, und argwöhnisch beobachten die Posten der japanischen Sicherheitstruppen den zunehmenden Schiffsverkehr der Russen.

Als diese 1945 die Kurilen besetzten, machten sie keinen Unterschied zwischen den 34 Großen und den 12 Kleinen Kurilen. Letztere bilden eine Sondergruppe und tragen auch einen besonderen Namen, den der Habomai-Inseln. Sie waren früher rechtlich anders behandelt worden als der Rest des Archipels. 1855 nämlich, im Vertrag von Kanagawa, erkannte Rußland nur die japanischen Ansprüche auf die Kleinen Kurilen an, während die Großen Kurilen erst 20 Jahre später, im Vertrag von Tokio, Japan überlassen wurden. Als im Februar 1945 in Jalta die Kurilen neben anderen Gebieten Stalin zugesprochen wurden, und zwar nach dem Zeugnis von James Byrnes zunächst in der besonders zwanglosen Form des Privatgesprächs, wurden die Habomai-Inseln nicht eigens erwähnt. Hieraus haben die Japaner zuzeiten Ansprüche oder Wünsche hergeleitet. Dies geschah durch Ministerpräsident Yoshida bald nach dem Abschluß des Friedensvertrages von San Franzisko, in dem wiederum die Inseln nicht bezeichnet sind, sondern der Verzicht Japans in summarischer Form ausgesprochen ist. Bekanntlich haben die Sowjets diesen Vertrag nicht unterzeichnet. Auch später, nach Eisenhowers Erklärung über die Ungültigkeit von Geheimverträgen, erwachten derartige Hoffnungen in der japanischen Öffentlichkeit. Aber diesmal wurde von amtlicher japanischer Seite dazu erklärt, sie wären wohl ohne Vertragsrevision unerfüllbar.

Das japanische Verlangen ist so verständlich, daß es voraussichtlich immer wieder vorgebracht werden wird, ohne Rücksicht darauf, was man sich damals in Jalta gedacht haben mag, wo vermutlich nur dem sowjetischen Teilnehmer die Bedeutung der ganzen Frage bewußt war. Dies gilt nicht nur für die Habomai-Inseln, sondern für den gesamten Archipel. Es liegt an der geographischen Lage, daß diese Inseln ein Zankapfel zwischen Rußland und Japan sind. Für jeden muß der Besitz in fremder Hand schwer zu ertragen sein. Von den japanischen Interessen war schon die Rede. Aber auch die Sowjetunion mußte diesen Sperrgürtel vor ihrer Fernostküste, von dem aus auch Kamtschatka und manches andere zu kontrollieren war, als schwere Beeinträchtigung ihrer Bewegungsfreiheit empfinden. Er wirkte sich im Zweiten Weltkrieg praktisch dahin aus, daß hier die Verbindung zwischen USA und Sowjetunion gesperrt war. Hatten doch die Japaner eine ganze Reihe dieser Inseln mehr oder weniger stark befestigt, und gelegentliche Angriffe der Amerikaner mit Luftgeschwadern auf die nördlichen der Inseln erwiesen sich nicht als wirksam. Einst hatte sich zwar die Seeabrüstungskonferenz von 1921/22 mit dieser Inselgruppe beschäftigt und Japan ihre Anerkennung als demilitarisierte Zone auferlegt, aber Japan hatte sich hieran auf die Dauer nicht gehalten. Hierbei machte die Habomai-Gruppe keine Ausnahme: ihre größte Insel Schikotan enthielt wirkungsvolle Festungsanlagen, ebenso wie dies von den Hauptinseln der „Großen“, nämlich Kunaschir, Iturup, Urup, Paramuschir und einigen anderen galt.

Der militärisch-maritime Wert war denn auch der hauptsächliche. Gering war die wirtschaftliche Bedeutung der zum Teil unbewohnbaren, mit viel Nebel gesegneten Inseln von meist kleinem Umfang (die größte ist noch unter 7000 qkm), die übrigens vulkanischen Ursprungs sind — über die Hälfte der 52 Vulkane ist noch aktiv. Von ihrem Menschenüberschuß konnten die Japaner hier kaum etwas abgeben. Mehr als 15 000 Zivilisten mag es vor dem Zweiten Weltkrieg im Archipel nicht gegeben haben. Fischkonservenfabriken und Sägewerke auf den südlichen Inseln waren die wichtigsten

Anlagen, dazu kam auf Kunaschir die Ausbeutung eines Kupfervorkommens und einiger Schwefelgruben. In sowjetischer Hand dürfte sich dies nicht grundlegend geändert haben. Auch die Sowjets müssen das Holz der Wälder auf den südlichen Inseln und den Reichtum des Meeres verarbeiten, auch sie gewinnen Kupfer und Schwefel. Erst recht haben sie die Inseln zu Festungen ausgebaut und sie in ihr riesiges Verkehrsnetz einbezogen.

In diesem weiteren Rahmen muß überhaupt der sowjetrussische Besitz des Archipels gesehen werden, und dazu zwingt auch schon ein geschichtlicher Rückblick. Zwar konnten die Sowjets das Erstgeburtsrecht für die Entdeckung der Kurilen nicht einem Russen zusprechen, so daß vorläufig der Titel des Holländers de Vries, der 1643 zwischen Iturup und Urup durchfuhr, unangefochten ist. Immerhin haben sie vor einigen Jahren gemachte angebliche Dokumentenfunde zu der Schlußfolgerung ausgewertet, daß Teilnehmern der bekannten Expedition des Kosaken Deschnew wenige Jahre nach de Vries eine Zweitentdeckung gelungen sei. Fest steht jedenfalls, daß einer der Mitarbeiter Berings 1739 den Weg aus dem Norden über die Inselkette bis nach einer der japanischen Inseln fand. Aus den Jahrzehnten, in denen der Archipel Niemandsland oder umstrittenes Gebiet war, ist bemerkenswert, daß die Russisch-Amerikanische Handelskompagnie, bekannt durch ihre Tätigkeit in Alaska und im Pazifik, auf einer der Kurilen, Simuschir, ihren Verwaltungssitz für die Tätigkeit im Archipel errichtete (1830). Aber ein Monopol auf verkehrsmäßige, wirtschaftliche oder wissenschaftliche Erschließung der in mehrfacher Hinsicht so interessanten Gruppe haben die Sowjets gewiß nicht. Die Japaner, auch die Briten, haben hier viel getan, und wir wollen von den deutschen Gelehrten wenigstens Alexander von Humboldt und Siebold nennen. Vor einigen Jahren hat die Sowjetunion durch ihre Akademie der Wissenschaften einen neuen wissenschaftlichen Gesamtangriff auf die Inselgruppe durch Entsendung einer umfangreichen Expedition unternommen, deren Ergebnisse nicht bekannt geworden sind. Sie wird auch von dieser Seite her ihr Recht auf den Archipel zu stützen versuchen, der ihr auch als Station im „Binnenverkehr“ ihrer auseinanderliegenden Reichsteile, etwa Wladiwostok und Kamschatka, unentbehrlich geworden sein mag. Den Beschwerdepunkt Japans, das sich beraubt und bedroht fühlt, wird sie damit nicht aus der Welt schaffen.

Albert Einstein 75 Jahre

An der Riverside-Kirche zu New York stehen in Nischen 600 in Kalkstein gemeißelte Gestalten: Könige, Heilige und Philosophen, zur Unsterblichkeit bestimmt. Als vor etwa 30 Jahren der damalige Pastor der Kirche Dr. Harry Emmerson Fosdick eine Gruppe führender Naturwissenschaftler um ein Verzeichnis der vierzehn bedeutendsten Namen der Geschichte ihrer Wissenschaft bat, gingen die Vorschläge erheblich auseinander. Archimedes, Galilei und Newton waren zwar oft genannt. Nirgends aber fehlte der Name Albert Einstein. Er ist der einzige Lebende, der dieser Skulpturen-Galerie der Unsterblichen angehört. Und die Besucher dieser repräsentativen Kirche Manhattans mögen sich wohl bisweilen darüber wundern.

Einstein wird am 14. März 75 Jahre alt. Sein Name findet sich in fast jedem Personenregister, ganz gleich, ob es sich um ein naturwissenschaftliches, philosophisches oder soziologisches Werk der letzten fünf Jahrzehnte handelt. Die physikalischen, mathematischen und philosophischen Auseinandersetzungen über seine Relativitätstheorie umfassen inzwischen viele Tausende von Titeln. Die Genies beziehen sich ebenso auf ihn wie die Epigonen. Und die Snobs in Literatur und Kunst haben leider oft genug aus

seinem „relativistischen Universum“ ihr chaotisches Gemisch von Anmaßung und Unkenntnis herausdestilliert. Die westliche Welt verehrt ihn ebenso sehr seiner wissenschaftlichen Leistung wie auch seiner tiefen Menschlichkeit wegen — während der Osten seine Gedanken haßt, seinen Namen aber unter Propagandapamphleten fälscht, deren Lektüre für den Westen bestimmt ist.

Eines der charakteristischen Merkmale des Einsteinschen Schaffens ist seine ebenso umfassende wie innige Anteilnahme an den Bestrebungen, Strömungen und Resultaten unserer Zeit. Sein Charakter scheint von der gleichen Originalität und Unabhängigkeit zu sein wie seine physikalischen Theorien. Nie gehörte er zu den Bewohnern des „Elfenbeinturms“ der Spezialisten. In zahlreichen Reden und Aufsätzen hat er sich mit den zeitgenössischen Themen der Religion, der Politik, der Ethik, der Erziehung und der Wissenschaft beschäftigt. Das hat ihm nicht selten den Tadel der Kompetenzüberschreitung eingetragen. Aber sein natürliches Mißtrauen gegen jede Autorität ließ ihn sich nie mit Gegebenheiten und Lösungen abfinden, nur weil diese mit großsprecherischen Phrasen empfohlen oder durch irgendeine anonyme Macht gestützt wurden.

„Die Atombombe hat alle Dinge in dieser Welt verändert, mit Ausnahme des Menschen.“ Diese Feststellung hat sein öffentliches Wirken in den letzten eineinhalb Jahrzehnten bestimmt. In vielen mündlichen und schriftlichen Appellen hat er sich immer wieder an die Vereinten Nationen, an die Regierungen der Völker, an private und offizielle Organisationen und schließlich an die Menschheit schlechthin gewandt, um das Gewissen für den Umfang der Gefahr und die Gewaltigkeit der drängenden Aufgabe zu wecken. Seine Gedanken sind geboren aus dem schöpferischen Schmerz über das Versagen oder den geringen Einfluß der Vernunft und des guten Willens auf das weltpolitische Geschehen. Die Frage nach einer stabilen Gesellschaftsordnung verbindet er unmittelbar mit der Frage der sozialen Gerechtigkeit. Denn er sieht in unserem gegenwärtigen Zustand immer noch Kräfte wirksam, die das Chaos aus seiner historischen Tradition heraus zu legalisieren und zu verewigen suchen. „Noch nirgends haben wir die räuberische Phase der menschlichen Entwicklung wirklich überwunden.“ Sein Urteil ist auch gegenüber der Wissenschaft kühl geblieben. Er hält keineswegs die Physik für geeignet, Vorbild der Sozialwissenschaften zu sein. „Wissenschaft setzt nicht Ziele, sondern sie stellt Mittel bereit. Aus diesem Grunde sollten wir uns hüten, sofern es sich um menschliche Probleme handelt, die Wissenschaft und ihre Methoden zu überschätzen.“ Die schmerzliche Einsamkeit so vieler Menschen unserer Zeit wertet er als ein beredtes Zeichen, daß das individuelle und das gesellschaftliche Gleichgewicht schwer gestört sind. Alle seine Vorschläge — seien sie nun politischer, pädagogischer oder sozialer Natur — die auf eine zwar langsame, aber stetige Evolution der Menschheit abzielen, haben ihren Ursprung in ethischen Vorstellungen.

Seine Äußerungen zu menschlichen und gesellschaftlichen Problemen zeichnen sich — entgegen seinen wissenschaftlichen Arbeiten — durch Einfachheit und allgemeine Einsichtigkeit aus. Aber man spürt auch hier seine Fähigkeit, die grundlegenden Erkenntnisse herauszufinden und klar zu formulieren und sich von jeder Vielzahl von Dingen abzuwenden oder fernzuhalten, die den Geist nur belastet und verwirrt. Den stärksten und nachhaltigsten Einfluß verspricht Einstein sich von einer grundlegenden Reform der Pädagogik. Er ist ein Gegner jeder Vielwisserei und jedes bloßen Informiertseins. „Mir erscheint es tatsächlich nahezu wie ein Wunder, daß die heutigen Lehrmethoden den heiligen Forschergeist noch nicht völlig erstickt haben.“ Einstein war nie ein regelmäßiger Arbeiter. Er schätzt Intuition

mehr als Betriebsamkeit. Vor allem aber wünscht er nicht die eingeschlagene Richtung einer ausschließlichen akademischen Spezialisierung fortgesetzt zu sehen. „Die Beschränkung der wissenschaftlichen Erkenntnis auf eine kleine Gruppe von Menschen schwächt den philosophischen Geist eines Volkes und führt zu dessen geistiger Verarmung.“ Die Fruchtbarkeit des Wissens besteht gerade in seinem immerwährenden Austausch und in seiner ununterbrochenen Einflußnahme auf die Gestaltung der Gesellschaft. Um endlich den Mißbrauch der technischen Mittel in den Händen Unwürdiger ein Ende zu bereiten, fordert er den Zusammenschluß, die geistige und organisatorische Solidarität aller Geistesarbeiter. Denn in der Zerplitterung der Intellektuellen sieht er zu Recht die Ursache dafür gegeben, daß Ehrgeiz und Gewinnsucht immer mehr an die Stelle von Geist und Erfahrung getreten sind.

Einstein steht unter denen an erster Stelle, die die Welt zwischen Kosmos und Atom verändert haben. In seinem Arbeitszimmer in Princeton, wo er seit seiner Emigration eine Professur am Institute for Advanced Study innehat, gibt es ein einziges Bild: Isaak Newton. Das ist vielleicht auch der einzige, an dem sein wissenschaftliches Werk gemessen werden kann. Sein Leben ist Zeugnis dafür, wie echtes Forschertum zu tiefem Menschentum führt. Statt einer „Einstein-Legende“ Vorschub zu leisten, da man nichts von theoretischer Physik versteht, sollten wir besser von ihm lernen, wie überall und immer das Wissen aufrechter und mutiger Menschen bedarf.

Zwei große Mediziner

Vor hundert Jahren wurden zwei Naturwissenschaftler geboren, deren geniale Entdeckungen die Medizin bis auf den heutigen Tag beeinflußt haben: *Paul Ehrlich*, der Schöpfer der Chemotherapie (am 14. März 1854), und, nur einen Tag später, *Emil von Behring*, der Entdecker der Serumbehandlung. Um die Leistungen dieser beiden Männer, deren Auswirkungen uns heute schon zur Gewohnheit geworden sind, ermessen, um den Sturm der Hoffnung, Begeisterung und Dankbarkeit verstehen zu können, den sie auf der ganzen Erde entfachten, muß man sich in die Situation zurückversetzen, in der sich die Heilkunde am Ende des vorigen Jahrhunderts befand.

Die noch junge Disziplin der Bakteriologie, geschaffen von Männern wie Pasteur und Robert Koch, hat die Erreger zahlreicher gefährlicher Infektionskrankheiten entdeckt und sogar gelernt, sie in Reinkulturen zu züchten. Der Dämon der Epidemien, der ganze Generationen dezimierte, ist dem Menschen erstmals in die Hand gegeben. Man kennt den Feind, aber wo ist die Waffe, ihn zu bekämpfen? Wer löst das Problem der „*Therapia magna sterilisans*“? Dieser lateinische Begriff bezeichnet den jahrhundertealten Traum der Ärzte von der Lösung des Problems, dem erkrankten Organismus ein Gift zuführen zu können mit der geheimnisvollen Eigenschaft, die Mikroorganismen der Bakterien zu töten, den Körper des Patienten aber unberührt zu lassen. Ein solches Gift, das gleichsam zu unterscheiden verstünde zwischen den Zellen der Krankheitserreger, die es töten, und denen des Kranken, die es verschonen soll, wäre sicher die ideale Waffe, aber es erscheint als Utopie, als unlösbares Problem, vergleichbar der Quadratur des Kreises. Paul Ehrlich und Emil v. Behring fanden eine wahrhaft geniale Lösung. Der erste, schon im Schulalter ein leidenschaftlicher Farbenchemiker, konzentrierte seine medizinische Arbeit zunächst auf die Entwicklung neuer Färbemethoden für mikroskopische Gewebeschnitte. Er lernte es, Farben von so wählerischem chemischem Charakter herzustellen, daß diese die äußersten Feinheiten der Gewebestruktur offenbarten, indem

sie, sonst verborgene Unterschiede kontrastreich sichtbar machend, nur die mikroskopischen Details anfärbten, zu denen sie eine chemische Verwandtschaft besaßen. Diese Erfahrungen lösten bei Paul Ehrlich den genialen Funken aus, wie es seinerzeit bei Newton der Anblick des fallenden Apfels getan haben soll. Er wußte, er brauchte an die Stelle solcher Farben nur ein Gift zu setzen, das zwischen den winzigen chemischen Unterschieden der Bakterien und der Zellen des erkrankten Organismus in gleicher Weise unterschied, und das Problem der Therapia magna war gelöst. In unglaublich mühevollen und langwierigen Versuchen gelang es ihm tatsächlich, das Arsen in eine chemische Form zu zwingen, die dem Menschen erträglich, für die *Spirochaeta pallida* aber, die bisher unbesiegte Erregerin der Syphilis, schon in kleinsten Mengen tödlich ist: das Salvarsan war geschaffen. Es ist die größte, bedeutungsvollste, dankenswerteste Leistung Ehrlichs.

Einen ganz anderen Weg fand Behring. Seit langem war bekannt, daß viele Infektionskrankheiten, so die Diphtherie, so auch der Tetanus (Wundstarrkrampf), eine, wenn auch manchmal nur vorübergehende, Immunität zurücklassen. Aber erst Behring fand heraus, daß dies die Folge der Tätigkeit von Abwehrstoffen (Antitoxinen) ist, die der befähigte Organismus gegen die eingedrungenen Krankheitserreger zu entwickeln lernt, wenn er nicht dem ersten Ansturm erliegt. Der geniale Gedanke bestand nun darin, diese Abwehrstoffe bei Tieren, etwa Pferden, durch eine künstliche Infektion mit abgeschwächten Erregern (hinter fast jedem Substantiv dieses Satzes verbergen sich zahllose, unendlich mühevolle und zermürbende Versuche) gleichsam zu züchten, um sie bei Bedarf dem gefährdeten oder frisch erkrankten Patienten, der über sie aus eigener Kraft noch nicht verfügt, zuführen zu können: das Diphtherie- und das Tetanus-Antitoxin wurden geschaffen. (Nur *eine* Zahl: noch 1893 starben allein in Deutschland 50 000 Kinder an Diphtherie, das Diphtherie-Serum drückt diese entsetzliche Zahl auf weniger als ein Zehntel!)

Hinter vielen, oft überraschenden Parallelen im äußeren Lebenslauf dieser beiden Männer stehen doch grundverschiedene Charaktere, in Wirklichkeit auch grundverschiedene innere Schicksale. Beide wurden fast am gleichen Tage geboren, aber Ehrlich als der Sohn einer angesehenen, begüterten jüdischen Kaufmannsfamilie, Behring als fünftes von dreizehn Kindern eines westpreußischen Schullehrers, der es nur der Fürsorge eines Gönners verdankte, daß er seinen Wunsch, Medizin zu studieren, auf dem Umwege über die militärärztliche Laufbahn doch noch verwirklichen konnte. Beide waren Schüler von Robert Koch in Berlin und wurden Freunde, beide erhielten später neben zahllosen anderen Ehren den Nobelpreis und verzehrten sich vorzeitig — Ehrlich starb mit 61, Behring mit 63 Jahren — in einer geradezu besessenen Arbeitsweise. Aber Behring, der kühle, spottlustige Kopf, gewandter Weltmann, der doch auch rücksichtslos, ja mitunter egoistisch sein konnte, war etwa unbekümmert genug, sich seine Entdeckungen aller öffentlichen Kritik zum Trotz patentieren zu lassen, was ihm außerordentlichen materiellen Gewinn einbrachte — den er allerdings fast restlos wieder in seine Versuche hineinsteckte. Paul Ehrlich dagegen, bescheiden und stets zerstreut, von kindlicher, liebenswertester Gutmütigkeit, stets bereit, sich ausnutzen zu lassen, zerbrach fast unter einer jahrelangen Hetzkampagne, die ihn — völlig zu Unrecht — verdächtigte, Millionen-gewinne aus seinem Salvarsan zu ziehen — genährt von Neid und antisemitischen Tendenzen. Gemeinsam aber ist beiden genialen Forschern der Ehrentitel, den sie sich schon zu Lebzeiten in der ganzen Welt erwarben, der von „Rettern der Menschheit“.

Das Schicksal Berlins

Die außergewöhnliche Lage, in die Berlin durch den deutschen Zusammenbruch und die anschließende Entwicklung gekommen ist, berührt in erster Linie die Berliner Bevölkerung, in irgendeiner Form aber auch jeden Deutschen, in vieler Hinsicht selbst das Ausland und nicht zuletzt die Besatzungsmächte. Fast neun Jahre umspannt bereits die Nachkriegszeit, in der Berlin wiederholt die Aufmerksamkeit der Welt auf sich lenkte. Eine Fülle schicksalhafter Ereignisse ließ sich aneinander. Tausendfältig spiegeln sie sich wider in den Erlebnissen Einzelner, in persönlichen Erinnerungen, in Presse, Literatur und amtlichen Dokumenten.

Für die Erfassung und richtige Beurteilung der Zusammenhänge ist die Sammlung des vielfältigen Materials höchst wichtig. Schon jetzt zeigt sich, daß vieles verstreut und schwer zu beschaffen ist. Für die Einrichtung einer eigens hiermit zu befassenden Stelle erschien die Notwendigkeit längst gegeben. Besonders mußte die Frage geprüft werden, ob keine andere Stelle bereits mit derselben Aufgabe befaßt war. Hier ergab sich, daß die Archive des Senats, der Bezirksämter, der Presse wie auch die historischen Institute zwar ihren speziellen Zwecken dienen, die aber mit der eingangs umrissenen Aufgabe nicht identisch sind.

Nach zahlreichen Vorbesprechungen und Verhandlungen wurde von der Senatsverwaltung für Volksbildung und dem Presseverband Berlin gemeinsam die *Forschungsgruppe für Berliner Nachkriegsgeschichte* im April 1953 gegründet. Die Erfüllung der verwaltungsrechtlichen und finanziellen Erfordernisse beanspruchte jedoch noch etliche Zeit. Zunächst stand die Forschungsgruppe, die ihren Sitz in Berlin NW 40, Invalidenstraße 57, hat, vor dem Nichts. Die Arbeit erstreckte sich daher zuerst auf einen zweckmäßigen Organisationsplan für die Beschaffung, Gliederung und Verwertung des erfaßbaren Materials zur Durchführung der Gesamtaufgabe. Besonderer Bedacht mußte auf den zu erwartenden großen Umfang des Materials und eine schnelle Verarbeitung im Rahmen der verfügbaren Fachkräfte und Mittel genommen werden. Zur Beschaffung des weit verzweigten und schwer greifbaren Materials, besonders aus den Jahren 1945 und 1946, waren Richtlinien für den Außendienst sorgfältig zu erwägen und Abgrenzungen gegenüber bestehenden Einrichtungen zu berücksichtigen.

Durch Befragung von Einzelpersonlichkeiten, die die Kämpfe um Berlin miterlebt hatten oder am Wiederaufbau der Berliner Stadtverwaltung und des öffentlichen Lebens mitgewirkt hatten, sowie durch private Aufzeichnungen und Sammlungen müssen beträchtliche Lücken, die besonders das Material dieser Zeit aufweist, ausgefüllt werden. Viel Wertvolles wird auf diese Weise für die Nachwelt gesichert. Anzuerkennen ist die Bereitwilligkeit, mit der öffentliche und private Stellen die Arbeiten der Forschungsgruppe ständig fördern. Manches Material ist auch aus der Bevölkerung bei der Forschungsgruppe eingegangen. Dieser sind auch weiterhin persönliche Erlebnisberichte, wahrheitsgetreue Schilderungen vom Alltagsleben der Jahre 1945—1948, seltenes Druckmaterial, Anschläge, Bekanntmachungen, Zeitungen, Dokumente sowie Berlin betreffende Briefwechsel usw., besonders aus jener schicksalhaften Zeit, erwünscht. Mit dem Anwachsen der Sammlung wächst zugleich ihre praktische Bedeutung und die Zahl der Benutzer, die für die verschiedensten Zwecke hier aufschlußreiche Unterlagen finden können.

Einen ersten Beweis für die Wichtigkeit der Arbeit, welche die Forschungsgruppe leistet, liefert ihre Veröffentlichung: „*Der erste Monat — Berlin im Mai 1945*“, eine Materialzusammenstellung von unschätzbarem Wert.

Negative Qualifizierung eines Ministers

Schon einmal haben wir an dieser Stelle (D.R. Heft 1/1953, S. 75) auf Aktionen des Bundespostministeriums hinweisen müssen, die zu einiger

Sorge Anlaß boten, weil sie ein gefährliches Abweichen von den Grundsätzen demokratischer Verwaltung offenbarten. Für die Verletzung des Post- und Fernmeldegeheimnisses durch die Deutsche Bundespost liegen inzwischen neue beunruhigende Beispiele vor, besonders die Anmaßung, als Zensor zu fungieren. Die Leitung des Bundespostministeriums ist nun bekanntlich nach der Wahl vom 6. September 1953 in andere Hände übergegangen: aus rein wahlarithmetischen Gründen, wie sogar der Kanzler zugegeben hat, mußte Minister Schubert gehen, und er wurde mit erheblicher Verzögerung abgelöst durch einen Mann, dessen Posterfahrung, wie selbst die Partei, der er ursprünglich „nahestand“ und inzwischen beigetreten ist, sich rühmte, einzig darin besteht, daß er immer viele Briefe geschrieben hat.

Minister Dr. Balke hat nun als erste größere Amtshandlung eine allgemeine „Revision“, lies: Erhöhung der Postgebühren angekündigt. Dieser Mut zur Unpopularität ist anzuerkennen. Aber das ist auch das einzige Anerkennenswerte. Gewiß steht fest, daß die Post, die 1950 noch 250 Millionen DM Überschuß erzielte, 1953 einen Verlust von 146 Millionen DM aufwies, eine Summe, die freilich auch dadurch entstanden ist, daß die Bundespost laut Postverwaltungs-gesetz an den Bund $6\frac{2}{3}$ Prozent ihrer Einnahmen, 1953 somit 190 Millionen DM, abführen mußte. (Der Herr Bundespostminister hatte diese Zahlen bedauerlicherweise bei der Pressekonferenz nicht etwa im Kopf oder auch nur zur Hand, sondern er mußte auf die entsprechenden Publikationen verweisen.) Eine Gebührenerhöhung, die notwendig ist, um eine Zahlung an den Bund zu ermöglichen, stellt aber nichts anderes dar als eine indirekte Steuer, um so mehr, als die Wirtschaft die Portoverteuerung ja ihren Preisen aufschlagen muß, damit ihr Haushalt nicht in Unordnung gerät. Auch Herr Dr. Balke sollte wissen, daß es keinen Zweck hat, die Lohn-Preis-Spirale wiederum in Bewegung zu setzen. Er kann sich also nicht wundern, daß die Öffentlichkeit auf seinen Plan einer allgemeinen Gebührenerhöhung mehr als sauer reagiert hat. Doch da er ein gewandter Mann ist, hatte er das Mittel zur Abhilfe bei der Hand: Wem es zu teuer sei, sagte er, der könne ja in Zukunft weniger telefonieren und weniger Briefe schreiben.

Diese kindliche Äußerung — kindlich nicht nur, weil sie aus dem Mund des Mannes kommt, dessen einzige Qualifikation für seinen Posten im vielen Briefeschreiben besteht — ist nicht geeignet, das Vertrauen des Staatsbürgers zur Deutschen Bundespost zu stärken (wodurch freilich die alte Sympathie für den eigenen Briefträger nicht erschüttert wird). Kindlich auch, weil dadurch eine Drosselung der deutschen Wirtschaft und ihrer Werbung empfohlen wird. Die Post versucht, wie sich an vielen Beispielen zeigt, immer wieder, ihre leider gegebene Monopolstellung zum Schaden des Kunden auszunutzen — zumal da das gegenwärtige Schicksal der Bundesbahn ein Exempel dafür statuiert, daß die öffentlichen Dienste im freien Wettbewerb erheblich mehr leisten müssen als bisher, um vor der Konkurrenz der freien Wirtschaft bestehen zu können. Die Klein-Moritz-Methode einer allgemeinen Gebührenerhöhung und damit einer neuen Steuer, wie Herr Balke es vorhat, zu einer Zeit, da die Große Steuerreform in greifbare Nähe zu rücken scheint, qualifiziert weder den Minister zu seinem Amt, noch wird sie der Deutschen Bundespost nützen.

Nochmals: Sühne für „Jud Süß“?

Vergl. D. R. Heft 10/1953

Im Sommer vorigen Jahres veröffentlichte nahezu die gesamte westdeutsche Presse eine offensichtlich von der nämlichen Stelle oder Person lancierte Notiz, wonach der Sohn Veit Harlans (des Autors oder Mit-Autors und Regisseurs des extrem-antisemitischen Hetzfilms „Jud Süß“) in Israel einen extrem-philosemitischen Film gedreht habe. Dieser Film zeige „die Aufbauleistung des jüdischen Volkes im Staate Israel“. Harlans Sohn habe ihn gedreht, um sich eindrucksvoll von seinem Vater zu distanzieren und ihn gleichzeitig doch auch, im Hinblick auf dessen unheilvolle nazistische Produktivität, zu entschünnen.

Bald darauf liefen aus Israel Informationen ein, die nicht nur die deutschen Pressenotizen dementierten, sondern den jungen Harlan in geradezu sensationeller Weise desavouierten. In der israelischen Presse — im „Hoboker“, „Jedioth Chadashoth“ und in anderen als höchst seriös bekannten Organen — wurden in allen Einzelheiten Sachverhalte veröffentlicht, die nicht mehr und nicht weniger besagten, als daß der Versuch unternommen worden sei, sich in Israel für dunkle politische und jedenfalls antisemitische Zwecke Propagandamaterial zu verschaffen. Harlan jr. sei illegal unter falschem Namen, mit falschem Paß, als angeblicher Tscheche oder Pole eingereist, und es sei ihm auch gelungen, den einen oder anderen israelischen Beamten irrezuführen. Im Schlachthaus von Tel Aviv sei schließlich der angebliche Tscheche oder Pole als Harlan jr. identifiziert worden, nachdem er sich dort speziell für das „Schächten“ von Schlachttieren interessiert und solche Prozeduren aufgenommen habe. Sogleich erhärtete sich der Verdacht, solche Schächtszenen sollten gegen den jüdischen Ritus in der antisemitischen Propaganda ausgewertet werden. Die Polizei habe eingegriffen, Harlan jr. sei des Landes verwiesen worden, nachdem sich überdies herausgestellt habe, daß er insbesondere bei israelischen Filmleuten in größerem Ausmaß Schulden gemacht habe, immer mit der zunächst vertrauenerweckenden Angabe, das „jüdische Epos“ drehen zu wollen.

Auch die „Deutsche Rundschau“ war informiert worden. Obwohl diese Informationen keinen Zweifel an der unbedingten Zuverlässigkeit zuließen und obwohl schon damals der Text einer Stellungnahme vorlag, die gerade hinsichtlich der zu dementierenden Pressenotizen, vor allem aber aus sachlichen und kulturpolitischen Gründen und zur Orientierung der Öffentlichkeit erforderlich war, mochten wir uns nicht ohne vorherige Rückfrage bei kompetenter israelischer Stelle zur Publikation entschließen. Diese Vorsicht war auch bedingt von dem Wunsch, unter keinen Umständen dem Sohn eines diskreditierten Vaters ein Unrecht zuzufügen. Jedoch war die Antwort aus Israel nur die volle Bestätigung der mitgeteilten und in den Unterlagen dargestellten Sachverhalte. Nunmehr erst, nach Monaten, haben wir in unserer vorjährigen Oktobernummer den Fall vor der Öffentlichkeit behandelt. Selbstverständlich ist die Redaktion autorisiert, das vorliegende Material, das den veröffentlichten Teil weit übersteigt, zur Belegung nicht nur redaktionell zu gebrauchen. Indessen hat Harlan jr. in einem Brief aus Berlin auch selbst eine Erklärung übersandt. Im Bewußtsein der Verantwortung und in aller Loyalität sei Harlans Brief im Wortlaut wiedergegeben:

Verehrter Herr Dr. Pechel,

ich habe leider erst heute von dem in der Oktobernummer der „Deutschen Rundschau“ abgedruckten Artikel über Paul Harlan Kenntnis erhalten.

Da ich Thomas Harlan heiße und es sich keineswegs um einen sachlichen Bericht oder Angriff handelt, möchte ich Ihnen dazu nur ein paar Tatsachen schreiben, mit der Bitte und in der Hoffnung, daß Sie diese Erklärungen demselben Forum unterbreiten, das sich mit dem Artikel befaßt hat . . .

1. Der Film behandelt die Tragödie von einigen Überlebenden aus dem Warschauer Ghettoaufstand. Das Drehbuch dazu sowie die Einzelheiten der Dreharbeiten sind der israelischen Regierung bekannt gewesen.

2. Das israelische Außenministerium, der Außenminister und der Leiter der Jewish Agency haben in jeder Hinsicht das Projekt unterstützt, und mir im Januar dieses Jahres, meines Wissens nach als erstem Deutschen überhaupt seit der Gründung des Staates Israel, die Einreisegenehmigung erteilt. Die Regierung und Armee haben unsere Arbeit bis zum letzten Tage allein durch diese Hilfe erst möglich gemacht.

3. Ich habe mich auf Wunsch der Behörden in Israel unter einem Pseudonym aufhalten müssen, wie das auch Herr Erich Lüth getan hat, der im April nach Israel reiste. Mit mir war in Israel u. a. Herr Klaus Nakszynski, ein gebürtiger Pole. Das mag den Unfug beweisen, seinen Namen und seine Biographie mit der meinen zu verwechseln.

4. Die Informationen, auf die sich Ihr Artikel gründet, stammen aus der israelischen Wochenzeitung „Haolam Hazè“ oder aus Nachdrucken davon. Sie sind, wenn ich mich nicht irre, am 18. Mai erschienen, allein auf die Tatsache hin, daß unsere Anonymität durch eine Indiskretion nicht mehr gewahrt wurde. Die Erklärungen der Regierung am darauffolgenden Tage in der „Jerusalem Post“ und im „Davar“ haben diesen Angriffen sofort ein Ende gesetzt. Man ist seitdem auch niemals mehr auf die völlig aus der Luft gegriffenen Nachrichten zurückgekommen. Der beste Beweis für die Lügenhaftigkeit dieses Artikels liegt wohl in der Tatsache, daß dieselbe Zeitung am 18. berichtete, wir wären des Landes verwiesen worden. Ich bin aber erst am 10. Juni, d. h. 3 Wochen später, von dem Flugplatz Lod nach Paris abgeflogen und habe selbst in Tel Aviv die Polemik der Presse und die Wirkungen der von der Regierung abgegebenen Dementis verfolgt. Es erübrigt sich deswegen beinahe, noch auf weitere Einzelheiten einzugehen.

5. Die 2 Tage langen Aufnahmen im Schlachthaus von Tel Aviv sind mit der Genehmigung des Informationsministeriums und im Beisein von etwa 40 Personen, so auch des Herrn Levitt, gemacht worden, und zwar, wie jeder wußte, für die Rekonstruktion von bestimmten Szenen aus der Zeit des Warschauer Aufstandes. Das ist auch in Israel gesagt und geschrieben worden, deutlich genug.

6. So unwahr wie die Behauptung, „Schächtszenen sollen mit Hilfe der Regierung gegen Israel propagandistisch verwandt werden“ (die Überschrift des Artikels in der „Haolam Hazè“ war „Antisemitismus im Außenministerium“ — also ein Angriff gegen die Regierung, und in zweiter Linie gegen mich) — so unwahr und widersprüchlich ist auch, was mir in den Mund gelegt wird, nämlich: „ich wolle für die Sünden meines Vaters Buße tun“. Ich habe niemals während meines ganzen Israel-Aufenthaltes und auch vorher irgendwelche Presseerklärungen abgegeben, geschweige denn derartige. — Da ich nicht unter dem Namen Harlan dort arbeitete, konnte ich das gar nicht, selbst wenn ich es gewollt hätte. Außerdem widerspricht es absolut dem Sinn eines Films über die jüdische Tragödie, das Motiv dazu im peinlich

Privaten zu suchen oder gar in der Geschmacklosigkeit einer „Sündenstellvertretung“, zumal es einen Konflikt zwischen meinem Vater und mir über den Israel-Film nie gegeben hat und nie geben wird, da mein Vater kein Antisemit ist.

Hätte sich der Verfasser Ihres Artikels mit allen Veröffentlichungen in Israel oder den USA über dieses Thema befaßt, und hätte er sich die zahllosen Angriffe der Presse gegen das israelische Außenministerium und Herrn Erich Lüth anlässlich seines Besuches durchgelesen, so wäre ihm wahrscheinlich die Unsinnigkeit dieser ganzen Art von Berichterstattung von selbst aufgefallen . . .

*Hochachtungsvoll
Thomas C. Harlan.*

Man wird ohne weiteres erkennen, daß diese Erklärung, die sowohl sämtliche deutschen Pressenotizen, die israelischen Informationen wie auch den Text der „Deutschen Rundschau“ mit völlig neuen Argumenten zu widerlegen wünscht, erst recht einer genauen Überprüfung bedarf, die nur wiederum in Israel möglich ist. Es wäre also das Resultat abzuwarten gewesen. Wenn Harlans Brief dennoch bereits jetzt veröffentlicht wird, so deshalb, weil die lange Zwischenzeit sich natürlich zu Harlans Ungunsten auswirken könnte und weil ihm nicht der Anspruch bestritten werden soll, zu Wort zu kommen, bevor der Fall seine Aktualität eingebüßt hätte. Es wird demnach, ebenfalls so bald wie möglich, die israelische Auskunft der Öffentlichkeit vorgelegt werden. Immerhin mag schon heute auf einige der wesentlichen Widersprüche hingewiesen werden:

Nach Harlans jetziger Darstellung handelt es sich bei seinem Film um ein völlig anderes Sujet als „die jüdische Aufbauleistung in Israel“, von deren Verfilmung durch Harlan jr. bis jetzt überall die Rede war. Wie kommt es, daß von einem Film über die Tragödie des Warschauer Ghettoaufstands niemals und nirgends bisher gesprochen oder geschrieben wurde? Sollte aber tatsächlich ein Film gedreht werden über den Ghettoaufstand, jenes heroische Unternehmen der jüdischen Ghettobewohner (das von deutschen SS-Formationen brutal niedergeschlagen wurde, unter Vernichtung des Warschauer Ghattostadtteils und, bis auf einige Überlebende, der ursprünglich nach Hunderttausenden zählenden Einwohnerschaft), so springt die Frage ins Auge, warum und wozu überhaupt in Israel Aufnahmen für einen solchen Film erforderlich oder auch nur möglich wären. (Abgesehen davon, daß über die historische Warschauer Tragödie längst von der polnischen Regierung ein Dokumentarfilm geplant ist.) Sollte etwa das Ghetto in israelischen Ateliers nachgebildet werden, wo doch viel näherliegende europäische Ateliers und diese viel billiger zur Verfügung wären, wenn man ganz davon absieht, daß gemäß der Auskunft sachkundiger Filmleute ein derartiger Film überhaupt nur in Warschau selbst hergestellt werden kann?

Es hieß, die Baronin Rothschild in Paris habe den Film mit 1 Million Francs, nach anderer Version mit 3 oder 5 Millionen französischen Francs finanziert und Harlan jr. diese Summe mitgegeben. Eine Million französische Francs sind knapp ungefähr 11 000,— DM. Die Kosten aber eines derartigen Films belaufen sich auf das Vielfache dieser Summen. Verfügt Harlan über solche außergewöhnlichen finanziellen Möglichkeiten?

Wie jedoch kämen „Schächtszenen“, auf die es wohl Harlan unbestrittenermaßen in Tel Aviv ankam, in den Ghettofilm? Im Ghetto war, wie übrigens überall unter den Nazis, das „Schächten“ streng verboten und mit Todes-

strafe bedroht. Im Warschauer Ghetto, das von der SS kontrolliert wurde, ist niemals geschächtet worden, wie dies aus sämtlichen Dokumenten und Aussagen hervorgeht. Sogenanntes „koscheres“ Fleisch kam zeitweise von außen, durch Vermittlung z. B. amerikanischer Hilfsorganisationen, über das neutrale Ausland ins Ghetto. „Geschächtet“ übrigens wird in vielen europäischen Ländern, auch in Frankreich, wo Harlan jr. vor seiner Reise nach Israel sich aufhielt. Warum also zu diesem Zweck die abenteuerliche und kostspielige Reise nach Israel?

Abenteuerlich mutet aber die ganze Affäre an. Harlan soll auf einen türkischen Paß gereist sein und unter falschem Namen. Dabei ist von der gesamten deutschen Presse sein wahrer Name von Anfang an genannt worden, unter den Augen der israelischen Konsularbeamten in Deutschland. Die seltsame Behauptung, die israelischen Behörden hätten dennoch Harlan zum Gebrauch eines falschen Namens veranlaßt (eines „Pseudonyms“, wie er sagt), wird nachzuprüfen und der etwaige Grund zu einer derartigen amtlichen Mystifikation festzustellen sein. Schon jetzt muß jedoch Harlan darin widersprochen werden, daß er als Erster aus Deutschland die Einreisebewilligung erhalten habe. Gerade deutsche Künstler, Schauspieler, Regisseure waren nach 1945 und lange vor Harlan in Israel und sind dort niemals etwa pseudonym aufgetreten. Elisabeth Bergner stand auf israelischen Bühnen und Podien unter ihrem wahren Namen. Albert Bassermann war offiziell von der israelischen Regierung vor drei Jahren eingeladen, und in allen israelischen Zeitungen war sein Auftreten angekündigt. (Es kam dann nicht mehr zu der beabsichtigten Reise, weil Bassermann starb.) Leopold Lindtberg hat in Tel Aviv bei der Habimah inszeniert, gleichfalls unter seinem Namen.

Man kann also in mannigfacher Hinsicht mit einer gewissen Spannung der Aufklärung entgegensehen.

Vielleicht jedoch wird schon zuvor Harlan jr. die wohl interessanteste, indes von ihm unterlassene Erklärung abgeben darüber, was nun eigentlich aus dem Film geworden, ob und wo er zu sehen ist. Irgendwelche konkreten Ankündigungen blieben bisher aus. An dem Film selbst aber wäre wohl am zuverlässigsten festzustellen, ob es sich nicht etwa überhaupt nur um ein ebenso abenteuerliches wie phantastisches Projekt handelte. Daß er in seiner Erklärung ausdrücklich abrückt von der fundamentalen Bekundung der deutschen Pressenotizen, seine israelische Aktivität bedeute seine Distanzierung von seinem Vater, und dessen antisemitisches Unterfangen solle durch ein philosemitisches Unternehmen paralysiert, ja gesühnt werden; und daß Harlan jr. darüber hinaus den im „Jud Süß“ eindeutig demonstrierten Antisemitismus von Harlan sen. rundweg bestreitet, diese familiäre Geste mag trotz ihrer Auffälligkeit als privates Ornament am sachlichen Komplex zu werten sein und als Ausdruck einer an sich gewiß nicht unsympathischen Pietät.

D. R.

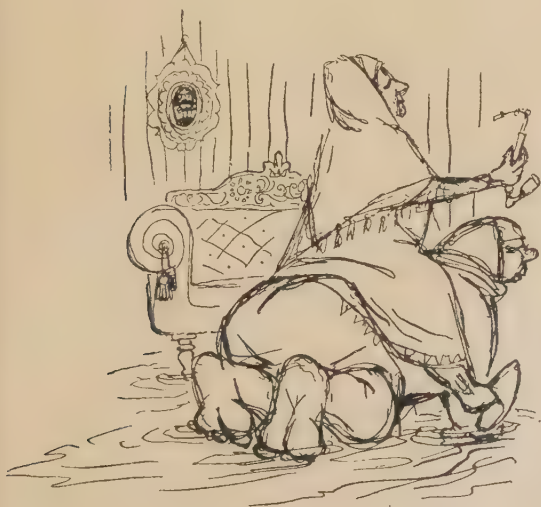
Die Pferdetante

Erzählung

Die Pferdetante war für uns eine mythische Gestalt, der Vorzeit angehörig. Mein Vater hat sie in seiner frühen Kindheit noch gesehen und ihr, der damals schon Neunzigjährigen, vielleicht ein wenig befremdet, die Hand geküßt. Eigentlich war sie nicht seine Tante, sondern die seiner Mutter, und auch nur eine angeheiratete, denn ihr zweiter Mann war ein Onkel meiner Großmutter gewesen. Auch diesen begrub sie und lebte nun als zwiefache Witwe kinderlos auf ihrem kleinrussischen Gut, eine Figur aus der Welt Gogols. Als junges Mädchen ist meine Großmutter oft bei ihr gewesen. Ihren Namen verdankte sie nicht nur ihrer Pferdepassion und ihrem Pferdeverstand, sondern vor allem ihrer Kopfform und den Zügen ihres langen Gesichts; doch kann ich nicht angeben, ob sie zum hecht- oder zum rammsköpfigen Pferdegeschlecht gezählt hat.

Sie war eine starke Raucherin und bediente sich paritätisch der zahlreichen, von ihren beiden Ehegatten hinterlassenen langen Pfeifen mit den geschnitzten Bernsteinmundstücken. Sie legte Wert auf die Reinlichkeit des Hauses und besonders auf das Scheuern der Fußböden. Da kauerte sie denn, die Pfeife im Munde, mit hochgezogenen Füßen auf einem

Sofa und sah zu, wie die Mägde mit Besen und Aufwischlumpen, mit Bürsten und grüner Seife und Strömen von Wasser auf dem Fußboden herumwirtschafteten. Wollte die Pferdetante sich trockenen Fußes in einen anderen Raum begeben oder eine bestimmte Stelle auf ihre Wohlgescheuertheit kontrollieren, so rief sie eine der Mägde heran, irgend so eine Praskowja oder Stepanida, glitt vom Sofa auf deren Rücken und ließ, das Pfeifenrohr wie einen Reitstock handhabend, die Erkorene als ein Reittier auf allen Vieren durch die Pfützen traben.



Wenn die Pferdetante im Herbst mit ihrem ganzen Hofstaat, eine lange Wagenreihe hinter sich, nach Njeshin oder Poltawa in ihr Stadthaus übersiedelte, dann brachte sie für die Wintermonate den selbstgebrannten Schnaps für sich, ihre Gäste und Dienstboten mit, und das war jedesmal eine aufregende Unternehmung. Damals hatte der Fiskus das Branntweinmonopol verpachtet. Die Gutsbesitzer hatten alles, was ihre Brennereien erzeugten, den Branntweinpächtern abzuliefern, und nur diese waren zum Weiterverkauf berechtigt. Die Branntweinpächter waren unbeliebt und verachtet. Sie erzielten ungeheure Gewinne, und es war ihr Ehrgeiz, ihre Söhne und Töchter in die Gesellschaft aufsteigen zu lassen; alle Witze, die man je und je von den nouveaux riches erzählt, sind auch von ihnen erzählt worden. Konnte man ihnen einen Streich spielen, so ließ man die Gelegenheit nicht aus. Immerhin befanden sie sich unter dem Schutz des Staates und hatten in ihren Angelegenheiten die Polizei auf ihrer Seite.

Den Gutsbesitzern stand natürlich an dem von ihnen gebrannten Schnaps das Recht des Eigenverbrauches frei, indessen nur innerhalb der Gutsgrenzen. Zog also die Pferdetante zum Winter in die Stadt, so mutete man ihr zu, ihren Bedarf in den städtischen Verkaufsstellen des Branntweinpächters zu decken oder, wie sie betonte, ihren eigenen Schnaps zum Detailpreis von Halunken zurückzukaufen.

Zu einem solchen Respekt vor den Gesetzen versahen sich die Behörden seitens der Gutsbesitzerschaft einer geringen Bereitwilligkeit, und so standen an den Zufahrtsstraßen der Städte Polizeibeamte, um die Branntweineinfuhr zu verhindern oder doch zugunsten der Pächter die Einfuhrgebühr zu erheben, die unterlassene Deklaration aber mit hohen Strafzahlungen und Konfiskation der verheimlichten Flüssigkeiten zu ahnden. Man weiß heute nicht mehr, wie die anderen Gutsbesitzer sich geholfen und wie weit sie Glück gehabt haben. Von der Pferdetante aber steht es fest, daß sie nie auch nur ein kupfernes Kopekenstück als Abgabe entrichtet, nie auch nur ein Viertelchen in der Stadt gekauft hat und daß ihr nie auch nur ein Tröpfchen beschlagnahmt worden ist.

Die polizeilichen Zöllner an den Stadteingängen waren mit langen Piken ausgerüstet, nicht so sehr um damit ohne Not Menschen zu verletzen, als um stochernd sich vom Vorhandensein oder Nichtvorhandensein weißen und doch schwarzen Branntweins zu überzeugen. Sie stießen hinein in die dunklen Tiefen der riesigen, stubengroßen Wagen, der kleinen, einspännigen Bauernfahrzeuge, ob im Heu oder Stroh ein Klirren die Anwesenheit von Flaschen verriet. Nichts klirrte und nichts verriet. Denn zwar mühsam nach Luft schnappend, aber mäuschenstill lagen gekrümmt, mit ihren fülligen Leibern einen Wall um die Flaschenkörbe bildend, zwei, drei oder vier Mägde, irgendwelche Praskowjas oder Stepanidas, in ihrer Finsternis und Enge und nahmen geduldig alle Pikenstöße entgegen. Sie durften nicht schreien, wenn sie gestochen, ja, nicht einmal quieken, wenn sie gekitzelt wurden. Das gehörte zu ihren Pflichten, wie der Trab durch die Fußbodenpfützen, und die Pferdetante war eine gutmütige, freigebige, christliche Herrin; wer ihr treu zu Willen stand, für den war gesorgt.

Einmal erwies es sich, daß man den Wintervorrat an Schnaps zu knapp bemessen hatte. Ein alter Diener wurde also, von Stepanida und

Praskowja begleitet, auf das Gut geschickt, um Ergänzungen heranzuschaffen. Alles ging ohne Verdruß ab. Das wiederholte sich in den folgenden Wintern, und bald hatte die Pferdetante verstanden, daß sich ja auf die erprobte Weise auch weit über den Hausbedarf Schnaps in die Stadt bringen ließ. Kurz, sie schloß vertrauliche Übereinkünfte mit den Inhabern zweier Branntweinverkaufsstellen. Der Zwischengewinn des Pächters wurde gespart und zwischen der Pferdetante und ihren beiden Geschäftsfreunden geteilt. Mit der Zeit freilich kam in der Stadt einiges Gemunkel auf, aber es hatte keine Folgen, denn die Pferdetante stand nun einmal in hohem Ansehen — ihr Vater war einer der Generäle um Suworow und Kutusow gewesen, dazu war sie doch eine Dame und eine Witwe überdies, und es gab niemanden, der den Branntweinpächtern nicht eine Einbuße gegönnt hätte.

Unter den Gutsnachbarn der Pferdetante war einer, den sie nicht liebte, ein kränklicher und übel-launiger Junggeselle von schon höheren Jahren. Dieser hatte einen ausgezeichneten Kutscher, aber plötzlich faßte er einen Zorn gegen ihn und beschloß, ihn zu den Soldaten zu geben; die Dienstzeit betrug damals fünfundzwanzig Jahre. Der Kutscher erfuhr von der Absicht seines Herrn, ehe noch die ersten Schritte zu ihrer Ausführung getan waren. Er entfloh, erschien bei der Pferdetante und warf sich ihr zu Füßen.

„Mütterchen“, sagte er, „du kennst mich nicht. Ich aber habe mein Vertrauen auf dich gesetzt, und so wirst du mir helfen.“

Die Pferdetante sah sich eine Weile sein Gesicht an. Dann befahl sie ihm aufzustehen und sagte: „Wenn du wirklich dein Vertrauen auf mich gesetzt hast, dann hilft mir alles Widerstreben nicht, und ich kann dich nicht abweisen.“

„Gott wird es dir lohnen, Mütterchen, und von jetzt an werde ich dir gehören und nicht mehr meinem Herrn, der mich unter die Soldaten stecken will“, sagte der Kutscher, als habe an seines Herrn Stelle er selbst über sich zu verfügen.

Weiter sagte die Pferdetante: „Nach deinem bisherigen Namen frage ich dich nicht. Ich mag ihn nicht wissen. Ich werde dir einen neuen Namen geben, dann bist du nicht mehr der Mann von früher.“

Ihr Schreiber sagte zu ihr: „Um Gottes willen, was gedenken Sie zu tun, Tatjana Jlinischna? Sie werden die ärgsten Scherereien mit Ihrem Nachbarn bekommen, und nun gar erst mit den Behörden. Strafbar machen Sie sich.“

„Kränke mich nicht mit deinen Reden“, erwiderte sie. „Weißt du nicht, daß man Barmherzigkeit haben muß? Und wie darf man



sich einen Mann entgehen lassen, der im ganzen Kreise als der beste Kutscher und der beste Pferdepfleger gerühmt wird? Und was sollen denn das für Scherereien sein? Wenn junge Burschen ins Priesterseminar aufgenommen werden und sie sind keine Popenöhne, dann bekommen sie dort neue Familiennamen, weißt du das nicht? Und glaubst du, ich habe weniger Macht als die im Priesterseminar?“

Kurz, sie befahl dem Schreiber, den Kutscher unter dem neuen Namen als ihren Leibeigenen in die Register einzutragen. Die Scherereien blieben nicht aus. Der Junggeselle erhob ein gewaltiges Geschrei. Schließlich reichte er eine Klage ein. Die Pferdetante erhielt ein Schreiben von der Gerichtsbehörde, ob es zuträfe, daß sie einem entlaufenen Leibeigenen des und des Namens Unterschlupf gewährt habe. Lange Zeit antwortete sie nicht, dann leugnete sie es ab. Später, als alles schon beigelegt war, sagte sie zur Erklärung: „Damals hieß er doch gar nicht mehr so. Wie die Menschen auf meinem Grund und Boden heißen, das bestimme ich und niemand sonst.“

Die Pferdetante brach mit ihrer Gewohnheit, den Winter in der Stadt zu verbringen. Dort schienen ihr die Behörden zu nahe. Schriftstücke hätten einen bequemen Weg zu ihr gehabt, und wie leicht konnte jemand vom Gericht in ihr Haus dringen und Unannehmlichkeiten erregen! Vor solchen Schrecknissen blieb sie jetzt bewahrt, dafür aber riß die Verbindung mit ihren beiden Branntweinverkaufsstellen ab, und so war manche Einbuße in Kauf zu nehmen. Die Pferdetante hatte das Gefühl, Opfer zu bringen, die ihre Sache zu einer gottgefälligen machen mußten.

In der Tat schien Gott solcher Meinung zu sein, denn ohne viel List, nur mit ihrer eigensinnigen Entschlossenheit wußte die Pferdetante die Sache hinauszuzögern und hatte bloß ein paar Male zwei Rubel achtzig Kopeken oder vier Rubel sechzig wegen Nichtbeantwortung oder doch nicht rechtzeitiger Beantwortung amtlicher Anfragen zu bezahlen, und auch dies rechnete unter die gottgefälligen Opfer. Alles erhielt sich längere Zeit in der Schwebe, und darüber starb der Junggeselle. Aber die Geschichte hatte nun doch einen solchen Lärm hervorgerufen, daß sie nicht mehr sehr lange in ihrer Schwebe bleiben konnte, vielmehr nach aller menschlichen Voraussicht ein schlimmes Ende nehmen mußte.

Mit des Verstorbenen ehemaligem Kutscher, dem sie längst ihre Livree angezogen hatte, fuhr die Pferdetante zur Beerdigung und nahm andächtig teil. Alle Leute betrachteten ihn mit Neugier. Er war ein stattlicher Mann mit einem schönen Bart und ungezwungenen Bewegungen. Sicher hätte er einen Kürassier oder Ulanen abgegeben wie aus einem patriotischen Bilderbuch; aber die patriotischen Bilderbücher berichten ja nur wenig davon, wie es in den Herzen der Menschen aussieht.

In ihrem Tagebuch — (vor langer, langer Zeit habe ich einmal in ihm blättern dürfen, es war in abscheulichem Französisch geführt, aber ich wollte wohl, ich besäße es, und besäße es noch heute!) — in ihrem Tagebuch also erzählte die Pferdetante, daß sie auf der Rückfahrt den Schlitten halten ließ und dem Kutscher befahl, auszusteigen und zu ihr an den Schlag zu treten.

„Du weißt selbst, daß du kein schlechter Kutscher bist. Ich bin mit dir zufrieden, und der Verstorbene wird es auch gewesen sein. Jetzt sage mir, warum er damals den Zorn auf dich geworfen hatte.“

Hiernach hatte die Pferdetante ihn bisher noch nie gefragt. Sie hatte sich daran genügen lassen, daß ihr Nachbar den besten Kutscher des Kreises zum Militär hatte abschieben wollen. Es war nicht ihre Gewohnheit, überflüssige Redereien mit dem Gesinde zu führen; vielleicht war sie auch der Meinung gewesen, daß man ja stets um so frischer und entschlossener handelt, je weniger man weiß, und daß man Gefahr läuft, sich selber zu lähmen, wenn man eine Sache nicht nur mit den eigenen Augen betrachtet, sondern auch mit denen des Gegners. Stellte sie jetzt die Frage, so geschah das, weil mit dem Tode des Nachbarn die Ereignisse bis zu einem bestimmten Abschnitt gelangt waren.

Der Kutscher berichtete freimütig, sein ehemaliger Herr habe ihn mit einem Mädchen verheiraten wollen, an dem er keine Freude gehabt hätte, mit einer häßlichen und zänkischen alten Viehmagd.

„Warum?“

„Das waren so seine Gedanken, daß er immer befehlen mußte, zu heiraten. Und er selber hat doch unverehelicht zu sterben beliebt. Nein, ich weiß den Grund nicht. Doch, ja, einmal hat er zu sagen beliebt, ich würde dann ruhiger werden. Und weil er merkte, daß ich widerstrebte, statt ihm zu danken, darum hat er mir zu zürnen beliebt.“

„Du hast also lieber in Sünde leben wollen?“

Der Kutscher senkte den Kopf und hob ihn dann wieder. „Mütterchen, wir sind ja so schwach. Und es heißt doch auch, die Sünden des Fleisches würden leicht vergeben; leichter als die, die aus dem Kopf oder aus der Seele kommen.“

„Es ist gut. Fahren wir weiter.“

Die Pferdetante hat dann in ihr Tagebuch geschrieben: „Dem Begrabenen das Himmelreich! Die Sünden des Fleisches hat er, wie man hört, gemieden. Aber die ärgeren Sünden des Hochmuts, des Zornes, des Unglaubens und der Gedankenfinsternis hat er auf sich geladen, und von denen hat mein Kutscher sich ferngehalten. Gott verzeihe dem Toten, wir sind alle schwach.“

Das Gut des Junggesellen fiel an eine seiner Verwandten, eine junge Witwe. Als die Pferdetante hörte, daß sie angekommen war, um ihren neuen Besitz zu übernehmen, da fuhr sie hin, warf sich der Erbin zu Füßen und sagte:

„Eine alte Frau demütigt sich vor Ihnen. Sie kennen mich nicht, ich aber habe mein Vertrauen auf Sie gesetzt, und so werden Sie mir vergeben und mir helfen, daß die Geschichte in Ordnung kommt.“

Die Erbin hob die Pferdetante auf, küßte ihr die Hände und ehrte sie. Sie einigten sich, daß die junge Frau die ererbte Klage zurückziehen und der Kutscher bei der Pferdetante verbleiben, die Erbin aber mit vier Gäulen aus der Zucht der Pferdetante entschädigt werden sollte.

Als alles abgesprochen war, sagte die Erbin: „Jetzt, bitte, erklären Sie mir eins, Tatjana Jlinischna. Wie hätten Sie sich aus der Affäre geholfen, wenn mein Onkel am Leben geblieben wäre?“

Die Pferdetante sah die junge Frau verwundert an und entgegnete: „Aber was denn? Liebes Kind, alle Menschen sterben doch zur rechten Zeit.“

Der Kutscher ritt selbst mit den Pferden auf das Nachbargut. Felle und Hufe blitzten, und allen viere hatte er bunte Bänder in die Mähnen geflochten und die Halfter mit den ersten grünen Birkenzweigen geschmückt. Ehe er die Tiere ablieferte, bekreuzte er ein jedes und sagte dabei: „Ihr geht an meiner Statt. Gott gebe euch gute Tage. Und vergeßt meine Lehre nicht: für jedes Haferkorn einen Galoppsprung.“

Als die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, war das Haar der Pferdetante schneeweiß und das des Kutschers fing an, zu ergrauen. Er kam zur Pferdetante, warf sich auf die Knie und küßte ihr den Rocksäum.

„Mütterchen“, sagte er, „du hast mir den Namen gegeben, ich bin wie dein leibliches Kind. Schon einmal hast du mich vor dem Unglück bewahrt. Habe auch jetzt Barmherzigkeit. Verstoße mich nicht!“

Die Pferdetante klopfte ihn auf die Schulter. Dann sagte sie: „Mache dir keine betrübten Gedanken. Du sollst mich zu Grabe fahren, und kein anderer, und nachher wird für dich gesorgt sein. Ich befehle dir nur, dein Leben lang auf meine Gesundheit zu trinken und für meine Seele zu beten. Denn das sind die beiden Dinge, die ein Mensch vom anderen nötig hat.“

Soviel von der Pferdetante.

Zeichnungen: H. Beck

Ein sehr altes klappriges Kajütboot

Erzählung

Spröd raschelte Schilf. Dann war wieder gleißende Stille. Stechmücken tanzten. Über schmalen Brettersteg kamen Tony und Heinz zur alten Bootshütte. „Könnten lieber schwimmen gehn“, meinte Tony. Ihm lag nichts an dem Boot. „’n Rattenkahn“, sagte er.

Die Lederhose von Heinz lag bereits auf dem Kajütdach. Im hüfthohen Wasser schaffte er an der Kette, mußte das rostige Vorhängeschloß aufbekommen. Dafür hatte er einen Eisenbolzen, fingerlang und rund, an der Spitze etwas gebogen. „Komm, mach!“ rief er Tony zu. „Ist doch ’n prima Boot! Das bißchen Wasser, Mensch!“

Tony ließ die Beine baumeln, von der Rampe der Bootshütte. Es war so still. Er blinzelte ins Geflirr von Licht und flaschengrünem Schatten. Sanft quarrte eine Wildente im Schilf. Er sah Heinz an, hatte keine Lust. „Mensch“, sagte der. „Angst vor dem alten Ding?“ Sie waren vierzehn, Klassenkameraden.

Wie das rührte im Hohlraum der Bootshütte, wenn Wasser die Pfähle traf. Tony schwieg. Wälder, Wiesenhänge, Häuser wie Spielzeug, unnatürlich scharf stand heute alles überm fernen Ufer. Wiesen mit Herbstzeitlosen, dachte er. Wie blöd. Heinz dachte an so etwas gewiß nicht. Aber Angst? Hm. Er ließ die Beine baumeln. War schön, so’n See, Ferne, Ufer. Aber Schwimmen war besser als das mit dem Boot da. „Weiß nicht“, sagte er gedehnt. Mit seinem großflächigen Gesicht sah er ruhig auf Heinz hinab. Er war einen halben Kopf größer als Heinz. Der hatte immer diese Flinkheit. Jetzt brachte er sogar das Schloß auf. Licht traf die Kette, rot von Rost war sie, klirrte nicht, als das Ende ins Wasser glitt. Wie ’ne Schlange fast. Rote Schlange. Und das flaschengrüne Schattenwasser. Blöd, gab es doch gar nicht, rote Schlangen. „Na bitte!“ rief Heinz vom Boot her. Das Vorhängeschloß polterte dumpf, als er es auf die Rampe warf.

„Mensch . . .“ Tony sagte es irgendwohin. Zu Heinz hin auch. Der stand auf dem Kajütdach, probierte das Fall. Oben unterm Top knarrte die gesprungene Winde. Das Fall, fingerdick, steif von Teer, den hatten wohl Jahrzehnte versteint, wand sich zögernd aus der Ruhe heraus. Als wehre es sich, war das. Knarrend erwachte der Mast. Aus dem Kajütdach wuchs er rissig, klobig ins Licht. Er war ganz verkrümmt. Mit seinen aufgeworfenen Eichenplanken sah das Kajütdach aus wie das Dach eines

verwitterten Heustadels. Das war ein Boot wie vor hundert Jahren vielleicht Fischerkähne. Ein Ding! Hochbordig war es, das Heck stieß wie eine Gondel in die Luft. Vorn drückte als unförmige Kiste die Kajüte. Backbords und steuerbords glotzten je zwei kleine Bullaugen, so trüb im Glas, tückisch. Naja. Heinz spielte mit dem Fall. Ja, es lief, widerspenstig. „Also, kommst du?“

Tony kletterte hinab. Da schwojte das Boot seewärts. Heinz, im offenen Heck bis an die Knöchel im Leckwasser, fragte: „Was hast du?“ Tony legte seine Sandalen und die Hose aufs Kajütdach. In der Badehose kletterte er über die krachenden Schindeln zu Heinz hinab. Er hatte eigentlich nichts. Nur keine Lust. Heinz watete zur Kajüttür, wollte das Segel holen. Langsam trieb das Boot weiter ins Licht. Wie glatt das Wasser war. Wie Glas. „Mensch“, sagte Heinz in der offenen Tür. Drinnen war das Wasser kälter als beim Schwimmen. Es stand in der Kajüte zwanzig Zentimeter hoch. Tony hätte schwimmen und das Boot ein bißchen schieben können. Er schwieg, Heinz zuliebe. Der war wild auf das Ding.



Zeichnung: Toni Merz

„Da“, sagte Tony und hielt den losen Türgriff hoch. „Innen überhaupt keiner.“

„Liegt vielleicht auf'm Boden“, meinte Heinz. Das war doch unwichtig. „Wie du aussiehst, Mensch! Ganz grün im Gesicht!“

„Du auch“, antwortete Tony. „Genau so. Sind die Bullaugen, das Glas. So verfärbt, nicht?“ Heinz probierte die Verschraubungen der Bullaugen, sie gaben

nicht nach. „'s ist der Rost!“ Er lachte begeistert. „Ist das vielleicht alt, wie?“ Die Stimmen klangen so dumpf. Wasser schwappte. Draußen war ein seidiges Gerausch. „Du, wir treiben schon.“ Tony erschauerte. Das war der Geruch in der Kajüte.

„Na ja, weil immer alles dicht war! Aber sieh dir das Segel an, Mensch!“ Es lag dick gefaltet auf einer Wandbank. „Feucht... Heb mal an...“ Tony tat es. Sein Blick wurde fest, bestimmt. Tony war stark, na ja. Auf Tony konnte einer zählen. „Ob wir's hochbringen? Klar. Ohne ist doch Unsinn.“ Heinz hatte sich das alles in den Kopf gesetzt, die Fahrt. Mit dem Segel. Er hatte das Boot gestern entdeckt. Die Bootshütte lag weit draußen, verfallen, vergessen, ins Schilf gedrückt. Und heute war der zweitletzte Ferientag.

Mit einem Fuß angelte er etwas Längliches unter einer Bank hervor. Altes Handruder, mürb, wasserschwer. „Paddeln wir 'n Stück mit raus. Stört uns keiner beim Segelsetzen. Mensch!“

Tony drängte aus der Kajüte hinaus. Der Modergeruch, das glasige Dämmer. Vielleicht gab es Viehzeug da in dem Leckwasser. Die rote Schlange, die ins Wasser glitt. Ach was, nur eine rostige Kette.

Sie wuchteten das Segel aufs Kajütdach. Schweiß strömte. Dann paddelten sie. Es war Tony. Langsam glitt die schiefe Bootshütte ins Irgendwo von Schilf und Schatten weg. Als sie das Segel endlich oben hatten, nicht bis zum Top, zur Hälfte kaum, schnauften sie auf. Das grünbraun verbeizte Tuch flappte wie eine weggeworfene Tüte, die einer 'n bißchen geglättet hat. So hatte Heinz sich immer ein Seeräubersegel vorgestellt. „Müßte ein Zeichen drauf sein“, meinte Tony träumerisch. „Irgendwas, 'n Dolch und 'ne rote Kette, sowas.“ Heinz sah ihn an. „Ja ja —“ sagte Tony in die Luft. „Du bist komisch heut“, sagte Heinz.

„Ich? Ich hab doch gar nichts.“

So gegen fünf horchten sie auf. Das seidige Rauschen wuchs. Die Fahrt nahm zu. Auf dem Kajütdach saßen sie, Heinz gespannt, Tony blieb schweigsam. So hielten sie das Segel in den Wind. „Wenn das Handruder größer wär, könnt's als Steuer gehn“, meinte Heinz. Tony nickte.

„Macht gute Fahrt, nicht?“ sagte Heinz später. „Mit dem Wasser an Bord. Das Ding muß früher mal prima gelaufen sein, du!“

„Wann wohl?“ fragte Tony langsam und irgendwohin, ein Lächeln fremd im Gesicht.

„Schätze, so vor fünfzig oder siebzig Jahren. Wo der Phönix schon an die fünfzig sein soll. Und wie läuft der heut noch . . .“

„Siebzig Jahre —“ sagte Tony gedehnt. „Junge, Junge . . .“

„Könnt ich mir denken. Kommt dir das so viel vor?“ wunderte sich Heinz.

„Weiß nicht . . . Siebzig Jahr ist eigentlich enorm.“

„Naja“, antwortete Heinz. Ihm war es recht.

„Wenn du denkst“, sagte Tony zögernd, „da liegt so 'n Boot und gehört keinem mehr. Die sind alle weg . . . und 's Boot verrottet, weil keiner mehr da ist, der 's kannte. Ist doch komisch . . .“

„Wieso? Das gehört jetzt einfach uns!“

Aber das stimmte nicht. Im Grunde gehörte das Boot nur ihm, Heinz. Nicht, weil er es gefunden hatte und nicht der Tony. Das nicht. Es war einfach so. Es war jetzt *sein* Boot. Tony war ja gar nicht richtig dabei. Das Boot und Heinz, das war die Sache. Nicht gegen Tony gemeint, nur so . . . Der dachte wohl an Gespenster? Leute, die damals gelebt hatten, so vor siebzig Jahren. War doch Unsinn.

Als sie sich der Insel näherten, merkte Heinz, daß das Wasser im Boot gestiegen war. Das kam von der Fahrt. Sie mußten vielleicht mal 'n bißchen Segel wegnehmen. Tony nickte nur zu dem Vorschlag. Er hatte überhaupt 'nen komischen Tag. Sagte fast nichts. Dachte wohl immer noch über die siebzig Jahre nach. Komisch. Hohl schlug das Leckwasser, als beim Hantieren mit dem schweren Segel das Boot ein wenig krängte. Düster klang's herauf, als sei in der Kajüte einer, der da rumorte. Tony

sah Heinz an. Heinz lächelte hingerissen. „Das Segel“, sagte er, „das ist nicht so alt wie's Boot selbst. Das ha'm die später mal ersetzt . . .“ Tony schwieg. Der merkte gar nichts, der Heinz. Und es klang so sonderbar. Na schön.

Sie blinzelten maulfaul ins Licht. Als ob etwas Fremdes zwischen ihnen wäre, aus ihrem Sosein heraus, du kannst nicht von dir fort, bist *du*. Keine Freundschaft löst das auf. Es war, als ob Ahnung sie anwehte, daß Fremdheit in jeglicher Nähe sei, Beginn einer Fremde, nah und überall, und zugleich unüberbrückbare Ferne, zu der hin sich Wege zweigen und verlieren, wo Schicksal wartet unsichtbar und leiser als leise Luft. Von daher kam's, daß Tony nicht zu antworten wußte, als Heinz dann sagte: „Müßten abends hinausfahren. So bei halbem Mond, Mensch!“ Und er schwieg auch, als Heinz zu Faßlichem zurückkam: „Bei schwachem Wind mein ich, wenn's Wasser ganz ruhig ist. Da riskier ich doch nichts!“

Aber Tony blinzelte zur Insel hinüber. Es waren noch dreihundert Meter, nicht mehr. Da lag sie so friedlich, aber für eine fremde und schon verwehende Sekunde fast unheimlich und wie gar nie Gekanntes. Die Sekunde verwehte, perlweise blinkte der Sand wie sonst, darüber das Laub trug Licht und schattete. Und wieder gewußt war der Buschpfad, Holunder und Hasel und Erlen, durchs peitschende Weidengebüsch hinüber zur andern Seite, wo die Welt neu und am Ende nicht anders war, nur sich verbarg mit drei, vier Fischerhäusern und schmalem Kapellenturm hinter den Schauern von Laub.

„Weißt du“, sagte Tony und mußte noch einmal ansetzen, hörte die eigene Stimme, begegnete ihr unerwartet, wie einem seltsamen Fremden, erstaunt, und atmete ganz tief, mußte das, „ich schwimm doch mal rüber. Das mach ich. Ich bleib aber nicht lang. Wartst du hier auf mich. Ist ja kaum 'n Wind.“ Er streifte sich das Trikot über den Kopf und legte es aufs Kajütdach, wo seine Sandalen und die Sachen von Heinz lagen. Querab hechtete er ins Wasser, schwamm langsam davon. Das Boot schwogte herum. Es stand jetzt mit dem Heck zur Insel. Heinz sah Tony nach. Naja, wenn er nur nicht zu lang auf der Insel blieb. Überhaupt, schwimmen konnten sie doch jeden Tag. Heinz hockte auf der Bordkante, eine Hand im Wasser draußen. Das Boot machte ganz winzige Fahrt. Sollte ja auch nicht zu weit von der Insel abkommen. Hetzen wollte er Tony nicht. Der schwamm gut, aber trotzdem.

Stirnrunzelnd beäugte er die Kajüttür. Keinerlei Verwerfung oder Riß in den Eichenbrettern. Die hatten die Tür früher wohl immer offen gehabt. Sie ging ja nach innen. Und da war sie geschützt gewesen. Sie konnte auch später ersetzt worden sein. Wer das wußte. Naja, es war schon wirklich lange her, da hatte Tony recht.

Weit und breit keine Seele. Montags war nie viel los auf dem Wasser da. Naja. Die nasse Hand sah wie abgebrochen aus. Flaute. Glasblank ringsumher. Zwei Möwen strichen fern dem Ufer zu, wurden dunkle Pünktchen, verschwanden. In der Kajüte gluckste es, schmatzte. Leckte sich wohl die Lippen, das Boot. Hatte auch nicht gedacht, daß es noch mal rauskäme. Freute sich.

Ihn lockte die Kajüte. Er watete zur Tür. Handbreit über den Knöcheln schloß sich das Wasser. Nasse Hand und Nacken spürten eine weiche Brise. Ja, das Wasser kräuselte sich. Gut so, für die Heimfahrt. Konnten sie das Segel wieder hochbringen. Heimwärts durfte das Boot ruhig 'n bißchen mehr Wasser nehmen. Das mußte dann sowieso heraus. Mußte ganz neu kalfatert werden. Er mußte mal mit seinem Vater reden. Abpassen, wenn der gerade Zeit hatte und 'n Ohr für sowas. Der war schon in Ordnung, sein Vater. Nur immer so viel zu tun. Naja. Heim kamen sie allemale, auch mit mehr Wasser. Die zwei Kilometer! Abends stand der Wind immer zum Ufer hin.

Hübsch alt war so'n Türgriff. Konnte massiv Messing sein, sah so aus. Schade, daß der Griff innen fehlte. Vielleicht fand er sich noch. Ließ man die Tür eben offen einstweilen.

Auf den Knien planschte er im Dämmer umher, suchte nach dem Türgriff und nach dem Leck. Eigentlich konnte er den Türgriff von draußen nach innen umstecken. Ach was, Angst? Unsinn. Nun gerade nicht. Er kroch auf dem Fehlboden umher, langsam, bis zur Bugwand. Tastete. Der Türgriff war nicht da. Bisher nicht. Aber da fühlte sich eine Planke morsch an. Brrr! Ja da gurgelte es auch. Nicht viel, nicht schlimm. Aber das mußte die Stelle sein. Die wollte er sich mal —

Das Boot stieß. Er schwankte gegen die Bank. Im Aufstehen schlenkerte er Wasser von den Armen. Er hörte das Rauschen. Wellen, aha! Also Wind. Mußte Tony bald kommen. Er drehte sich um, da kam ein neuer Schlag, das Boot krängte hart, nur einmal. Er rutschte, glitt aus, rutschte durch die Kajüte. Das hatte eben wehgetan. Er hielt sich die Schläfe. Ärgerlich stemmte er den Fuß gegen einen Halt, stieß zu, wollte hoch. Da schlug etwas. Er erschrak. Daß er die Tür zugestoßen hatte, fest zu, wußte er, bevor er auf den Beinen war.

Höhnisch drehte er sich um. Die war zu! Das war doch zum Lachen. Zum Davonlaufen. Wie? Tony konnte noch gar nicht zurückkommen. Der war jetzt auf der Insel. Hatte ein paar Minuten im Sand gelegen wie immer. Bestimmt, und hatte zu ihm hergesehen, zum Boot. Das Boot krängte. Aber nein, es schlingerte ja nur. So ein Boot und gleich krängen! Es schlingerte langsam, aber mit Nachdruck. Naja, es hatte ja auch genug Wasser an Bord. Ach was doch! Es blubberte nur so laut plötzlich. Das kam von unten. Ja von wo denn sonst? Wieviel Wasser stand wohl schon unterm Fehlboden? Er hielt sich am Mast fest, der unter der Kajüte verankert war, und schwankte. Der Mast knarrte bis zum Kiel hinab. Kunststück, wo draußen die Bö aufgekommen war! Wie das schrie. Naja, Meterwellen, er hörte sie. Meterwellen? Ja was denn sonst? Er hatte vergessen, den Himmel anzusehn. Ja, aber dann mußte er doch etwas tun, etwas unternehmen! Das Bullauge, das er mit den Händen blankzureiben versuchte, wurde nicht blank. Immerhin sah er die Brecher, zwischen denen das Boot lag. Lag es nicht recht tief? Ach wo, das sah nur so aus. Weil das Wasser nicht mehr glatt war. Ho, nicht mehr glatt war gut! Nicht mehr glatt . . . Vielleicht hatte Tony gar nicht am Strand gelegen? Der konnte in aller Gemütsruhe auf den Pfad gegangen sein, fünf Minuten, zehn, zehn Minuten brauchte er ja schon bis zur andern Seite hinüber! Und

dann war er auf 'm Rückweg und merkte, was los war, und wieder zurück zur andern Seite und 'n Fischer alarmieren — Unsinn. Unsinn, Mensch! So weit war das hier ja nun nicht. Wieso denn? Das wirst du gleich haben, Junge Junge! Die Tür. Es war jetzt ziemlich dämmerig in der Kajüte, ja das war's wirklich, das grüne Geleucht war verschwunden. Er plantschte zur Tür, hielt sich an den Spanten über der Wand fest, wie grob die waren, wie dick, ein Boot ist doch kein Dachstuhl, geradezu unflätig dick waren die, die Spanten. Schöne Bootsbauer waren das gewesen, und Tony dachte über die nach, weil sie tot waren, Unsinn! So ein Unsinn! Und warum mußte der Tony unbedingt rüberschwimmen, ausgerechnet heut, wo sie das Boot hatten? Unsinn, Mensch. Nun reg dich bloß nicht auf . . .

Er holte den runden Eisenbolzen aus der Tasche seiner Badehose und machte sich an das Türschloß. Aber das war nun kein rostiges Vorhängeschloß, nein, das war es nicht! Trotzdem, ruhig atmen mußte er trotzdem. Unsinn, wenn seine Hände nicht stillhielten. Brauchte doch nur zu warten, bis der Tony kam! War doch weiter gar nichts dabei!

Seine Hände sanken herab. Er spürte Heißes von den Schläfen über die Wangen rinnen. Ihm sollte jetzt wohl nicht übel werden . . . Er legte die Stirn gegen die Eichenplanken der Tür. Er stand ja so komisch da, ganz konvex! Er machte einen Katzenbuckel, katzbuckeln, er katzbuckelte, sei doch nicht so albern, Mensch . . . Es ging nicht. So ein Türschloß mit einem runden Eisenbolzen aufkriegen, ging nun mal nicht. Konvex oder konkav, ging nicht. Nein es tat es nicht. „Unsinn“, sagte er leise, wartete, horchte, oh das Rauschen und Blasen, das ekelhafte Plantschen da! Er lachte. Warum lachte er denn? „Unsinn“, sagte er laut. Er schrie es. Er erschrak tief in sein Bewußtsein hinein, tiefer, wo etwas Fremdes war und ihn anstarrte, blind, augenlos. Das Rauschen und Blasen und Plantschen war eine unartikulierte Sprache, er verstand sie nicht oder wie war das, und das Boot knarrte, konnte man das ein Knarren nennen? Es — schrie?

Er wollte doch denken. Unsinn, dachte er und lächelte scheu.

Er fror. Er fror so arg. Wenn man so fror, konnte man davon das Zittern kriegen, ja gewiß. Aber es war Unsinn. Ihm mußte nur etwas einfallen. Wenn er mit seinem Vater sprach, mußte er natürlich die richtige Minute abpassen, natürlich, konnte man das Boot neu kalfatern lassen, klar. Übermorgen fing die Schule wieder an. Ja, Griechisch mußte er noch repetieren, klar, mußte er, unbedingt, wenn du in Griechisch so bleibst wie du bist, seh ich schwarz mein Junge, mußte sein, wollte er machen, klar, begriff er doch vollkommen, mußte sein, Kontrakta der O- und A-Deklination, der silberne Kranz, jawohl, das tut er, ruht, auf dem Haupt der Göttin, ruht. Gut so. Ruht. Wut, Mut. Gut. Ach ja. Ja, mußte sein. Gleich heut abend wurde Griechisch gemacht. Klarer Fall. Nur keine Aufregung jetzt. Tony wußte ja, daß er im Boot saß. Sobald der Tony merkt, daß was nicht klappt hier draußen, klar. Hätte längst das Segel hoch, so gut es ging, ist doch klar. Käm schon hin zur Insel, kann ja nicht weit sein, vielleicht 'n bißchen abgetrieben inzwischen, macht nichts aus, nö. Er lachte. Er hätte das Segel einen schwachen Meter hoch-

hieven können und kauerte auf dem Kajütdach, und hielt das schlagende Segel mit den Fäusten und brauste nur so der Insel entgegen, nur so. Und wenn ich auflaufe, was geht das mich an, nicht mal dem Boot tut das was, der schlammige Grund da, der flache Sand, silbrig in der Sonne, beißend im Licht. Ja. Der silberne Kranz auf dem Haupte der Göttin. Ach was. er wollte heim, wollte doch heim! Was redete er denn? Wieso. Er redete doch. Nö, tat er gar nicht. Nach dem Wetter haben wir das Boot natürlich wieder flottgemacht und sind nichts wie heim damit, aus eigener Kraft, klar. Aus eigener Kraft! Er starrte in die glasig grüne Dunkelheit, das schwappte wohl schon über die Bänke hinauf, lieber Gott, das Boot schlingert wirklich hart, das ist doch Unsinn, mir wird jetzt etwas einfallen, mir fällt schon was ein, kennen wir doch, bin nicht so blöd, lieber Gott . . .

Ein Kajütfenster mußte raus. Mitsamt Rahmen. So 'n blödes glotzendes Kajütfenster hier aus der Schiffsschaukel raus und da zwäng ich mich durch und mach mich rüber zur Insel. Schwimmen. Besser als das hier, wo einem flau wird im Bauch, raus, raus, gleich. Er konnte ja auch auf dem Kajütdach hocken, mußte gar nicht schwimmen. War besser, war besser. Die mußten ihn doch sehen, der Tony . . .

Die Decke, das Kajütdach. War doch so morsch von oben! Nein. Das gab nicht nach. Nein. Nur Ruhe. Der Eisenbolzen. Mensch, nur Ruhe jetzt, jetzt sei mal vernünftig, also ganz vernünftig, nicht wahr, also ein Bullauge raus, welches, Mensch überleg doch nicht stundenlang welches. Ich höre immer: welches. Eins wie's andere. Er warf sich quer durch das Wasser und stürzte sich diesem kalt blinzelnden Ding entgegen, und unter seinem Fuß gab etwas nach, und er fiel und brauchte nur zu rudern und zog den Fuß aus etwas heraus, und da war etwas, da war ein dringlicheres Blasen und Gurgeln und wie das schwappte. Er riß sich hoch und lächelte irgendwie und spürte etwas wie Beschämung und hätte an die morsche Stelle denken müssen, und da war das Rauschen, lieber Gott, er wollte doch heim, heim, was stieg das Wasser so, und er schlug mit dem Eisen auf das Bullauge ein und das Wasser stieg, und er wollte doch das Bullauge gar nicht zerschlagen; aufbrechen, aufsprengen vom Rahmen her mußte man's. An der Verkantung rutschte das Eisen ab, ja du bist klein, er schlug es ins Glas, wild, schmerzhaft gequält von einer flüchtigen Erkenntnis, wie klein er sei, es splitterte. Im ungewissen Dunkel sah er das faustgroße Dreieck im Glas, Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist, und ihm stieg das Wasser bis zur Hüfte, er lächelte, verwundert, träumerisch, und spürte das Wehtun seiner Hand, das gespitzte Eisen, und ließ die Hand tun, was sie wollte, sie öffnete sich, ließ los. Dann schrie er.

Das konnte nicht sein, er schloß den Mund wie ein Fisch, still, hielt sich still, so klein, hockte mit angezogenen Knien auf einer Kajütbank und meinte, das Wasser steige, aber das war doch Unsinn, wenn er nur draußen wäre, er kam schon heraus, er lächelte wie nie, das Fremdeste und Fernste war da im glasig gurgelnden Dunkel zwischen unflätig grob gearbeiteten Spanten, und er lächelte unerhört begütigt, als das Wasser so schön warm wurde, es war ja gar kein Wasser da, keins.

Sein weit offener Mund atmete aus dem Rauschen und blasigen Gurgeln und dahinein, das Wasser stieg, aus dem Loch im Glas trieb es

zischende Luft, und es war nicht mehr kalt, in Ruhe überlegen konnte er und mußte dann heim, es war so angenehm kühl und glatt an seiner Wange, etwas, sein Kissen, ah, frischbezogen, so schön kühlend kühl. Er hatte dumm geträumt, übermorgen fängt die Schule an, es ist ja doch übermorgen, kannst mich nicht so beschupsen du, gleich wird sie mich wecken, Mutter, ich hab noch Zeit, Mensch. Schön, verlächelt, noch Zeit, Wälder wehten, grüne Sonnen leuchteten hinter Laubwänden, die Insel, nein, die war's wohl nicht, enorm, ein Bach rauschte, Forellenbach, der Wagen steht doch im Schatten, können gut hier bleiben, woll'n mal sehn, Junge, kannst du Forellen greifen? Er lächelte.

Auch als das Motorboot vom Ufer kam und schlagend neben dem alten Kajütboot hielt, hoch drüber wie ein Ozeandampfer über einem Lastkahn, lächelte und hörte nichts, auch als einer schrie: „Da — eine Hand, im Bullauge!“ Wußte nicht, wie einer überstieg, sprang, auf das Kajütdach und mühsam hinunter und schwer die Tür aufdrückte gegen das Wasser und hineinwatete schwimmend fast und ihn packte und die Hand ins splittrige Glas gekrallt und ihn keuchend vor die Tür brachte und wie er hinaufgehoben wurde auf das Motorboot. Merkte nichts, bis sie ihm Cognac eingefloßt hatten aus flacher Gesäßflasche und längst auf dem Heimweg waren, tauchend und stoßend das Boot und der Motor setzte aus und kam wieder, während fünfzig Meter vor der Insel Tony mit den Wellen kämpfte, bis der Fischer mit dem Hilfsmotorchen um die Insel herumkäme endlich, und zum Kajütboot wollte und plötzlich nichts mehr sah und immer noch schwamm und immer noch, der Tony, und das Motorboot nicht sah, es lief schon weit vor ihm weg, lief heim, und wie Tony im Schwimmen noch ruhige Augen hatte und dann andere, und es doch mit diesen Wellen aufnehmen wollte immer noch, schwamm hart und wie Bronze dunkel im weißen Brodeln und hielt das großflächige Gesicht Richtung Kajütboot und sah kein Boot, sah plötzlich überhaupt nichts mehr richtig und kam nicht mehr voran und nicht zurück und schwamm, das stille Freundsgesicht, wartete schon nicht mehr, daß der Fischer um die Insel herumkäme, wußte nichts mehr davon und regte sich, immer noch, bis eine unsichtbare Hand rauschend ihn packte, und er hatte zuletzt an Heinz gedacht und die Richtung gewußt, ohne das alte Ding zu sehen, und dann war alles weg und das Rauschen immer schwerer und maßloser und er schon ganz weit, weit, wo sich die Wege verlieren und wo Schicksal gewartet hatte unsichtbar und leiser als Luft, wo das Rauschen immer verweht in eine ganz andere Sprache hinein, wir wissen sie nicht.

Ein Fischer fand Tony im Morgengrauen.

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Urphänomene der Menschlichkeit

Ricarda Huch hat eine Art von Brevier ihrer Lebenserfahrungen geschaffen: „*Urphänomene*“ (Freiburg i. B., Atlantis-Verlag. 171 Seiten DM 8,80). Sie will darin das Bleibende alles Menschendaseins zeigen, das Fundament, „bis zu welchem der Bau der Welt möglicherweise abgetragen werden könnte, das selbst aber unverändert bestehen bleibt“. Diese bleibenden Erscheinungen „sind die Werte, die nicht umgewertet werden können“. Aus diesen Sätzen läßt sich schon heraushören, daß es sich um ein höchst persönliches Bekenntnis der Verfasserin handelt. Die Urphänomene, die sie meint und deren jedem sie ein Kapitel des Buches widmet, sind folgende: Familie, Geburt und Tod, Gott, Der gestirnte Himmel, Die Jungfrau mit dem Sohne, Dreieinigkeit, Satan, Der Gottmensch, Der Prophet, Gewissen und Recht, Freiheit, Schönheit, Musik, Liebe. Beim Überlesen dieser Begriffe stellt man fest, daß das Wort „Urphänomene“ hier in einem ganz anderen Sinne gebraucht wird als bei Goethe, der uns dieses Wort geschenkt hat. Bei Goethe ist der Mensch in die Natur eingegliedert, ist er nur ein Teil der Natur, und die Urphänomene sind infolgedessen solche der Natur, weil diese weit urtümlicher sind als die Phänomene des Menschenlebens. Bei Ricarda Huch tritt die Natur nicht in Erscheinung oder höchstens nur als gestirnter Himmel, der aber hier ganz als Licht-Sinnbild des Göttlichen gesehen wird. Ricarda Huch zieht in ihre Betrachtungen nur das ausgeprägt Menschliche ein und innerhalb dieses Menschlichen nur das Christliche. Daß die Welt vor dem Christentum schon Jahrtausende lang unter ganz anderen Sinnzeichen gestanden hat, bedeutet für sie keine Problematik, und daß die christliche Situation sich jemals ändern könnte,

ist eine Idee, die ganz außerhalb ihres Denkkreises steht oder die sie für die trügerische Lehre falscher Propheten hält. Auch die in den letzten Jahrhunderten schon vollzogenen historischen Umwertungen innerhalb des Christentums kommen nirgends zu Wort. Dies sind die geistigen Voraussetzungen des Buches, das im übrigen auch gar keinen Anspruch auf wissenschaftliche Genauigkeit erhebt, sondern in einer sehr losen Assoziationsfolge Geschichtliches und Mythologisches erzählend und deutend bietet. Für besinnliche junge Menschen mag das Buch hilfreich sein. Ein eigentliches Interesse gewinnt es nicht durch seine Thematik und deren Durchführung, sondern durch die Beziehung auf die hinter ihm stehende verehrungswürdige Gestalt der Verfasserin.

Fritz Usinger

Problem Europa

Nichts erscheint angesichts der ordnungslosen Vielfalt literarischer und publizistischer Äußerungen zum „Europa-Problem“ legitimer, nichts wichtiger als ein Versuch, das Wesen dessen zu bestimmen, wovon man spricht. Eine Wesensbestimmung Europas könnte auf zwei Wegen erfolgen: aus seiner Geschichte — oder aus seiner Gegenwart. Solange die Gegenwart uns ein wirkliches Europa zu versagen scheint — womit nicht gesagt ist, daß „Europa“ nur Utopie sei! — bleibt nur der Weg in die Geschichte zurück, aus der Geschichte hervor gangbar. Verdienstlicherweise hat es der Verlag Herder, Freiburg, unternommen, uns eine inhaltlich gewichtige Handreichung, einen Stecken und Stab auf diesem Wege zu bieten, indem er das Werk von Albert Mirgeler, „*Geschichte Europas*“ (XII, 468 S. DM 24,80) herausbrachte. Ob er gut daran tat, es mit hohem Anspruch zu belasten (keine „Ansammlung von

Nationalgeschichten“; der Autor sehe „auf jeder Seite Europa als Ganzes“), bleibt allerdings fraglich. — Oskar Halecki hat in seinen abgewogenen Vorträgen über „Limits and Divisions of European History“ (London 1950), die längst eine Übersetzung ins Deutsche verdient hätten, Europa als „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“ in seiner Geschichte aufzuspüren unternommen: Europa ist dann und dort, wo die sein Wesen begründende Verpflichtung zur Freiheit geschichtlich Gestalt gewinnt. — Mirgeler breitet vor dem Leser in äußerster sprachlicher Gedrängtheit (mehr Gedrängtheit als Dichte!) eine gewaltige Tatsachenfülle aus. Der Leser wird oft sich freudig überrascht finden durch glänzende Einzelbemerkungen, gute Durchblicke. Trotzdem wird er, fürchten wir, am Ende erschrocken fragen: wo eigentlich nun die Sinn-Mitte Europas als geschichtliche Wesenheit zu finden sei. (Oder sollte es am Ende auch nur ein Symptom der Zerfaserung, in die Europa als Einheit sich während der nationalstaatlichen Epoche auflöste, sein, daß sich dem stoffgebundenen Historiker jene Sinn-Mitte auch dann nicht bietet, wenn er selbst im transhistorischen Raume ihrer gewiß zu sein scheint?)

„Sinn“ und „Wesen“ werden nur faßbar an einer „Gestalt“. Wird aber Geschichte nur als „dynamischer“ Komplex von Kräftespannungen verstanden — Europa ist nach Mirgeler eine „weltgeschichtliche Kultur“, „weltoffen“ in gleicher ungewisser Labilität zwischen Revolution und Tradition als ihren Grundkräften, wie die Materie des Physikers zwischen Energie und Masse in labiler Gestaltlosigkeit zu „hängen“ scheint — dann droht der Determinismus, dem „Personen, Gruppen, Nationen, Institutionen . . . nur dann und nur so lange Träger der Geschichte“ zu sein vermögen, „als sie sich einem nicht einzig aus ihnen erklärbaren Schicksalsvorgang zur Verfügung stellen . . .“ Abgesehen davon, daß so die geschichts-konstitutive Grundkategorie der Entscheidung (die dem immer strukturell „mythischen“ Ereignis „antwortet“) verloren zu gehen droht — Europa als „Gestalt“ kann nur dargestellt werden (so wie es eh' und je erscheint), wenn die Sinn-

Frage, die verantwortlich zu beantworten ihm prinzipiell, d. i. von seinem „Gründen“ her, aufgetragen ist, auch vom Geschichte Betrachtenden aufgenommen wird: die Frage nach der „rechten Herrschaft“, nach dem Herrn des Missions-Befehls (die bis heute diesem Europa, post Christum, nicht — auch im Widerspruch nicht — erspart bleiben konnte und kann!). Aus ihr, aus Antwortversuchen auf diese Frage, stammen die „Reiche“ der verschiedenen Geschichtsepochen Europas, unterschieden von allen sonstigen Großherrschaften. Aus ihr stammen auch die vielfältigen Formen von Freiheit (von der mittelalterlich römisch-christlich-germanischen libertas über die „Freiheit eines Christenmenschen“ bis zur liberté der Französischen Revolution), in denen das Wesen, die Gestalt Europas in Erscheinung tritt — dynamisch wirkend, ja! doch nicht dynamistisch funktionalisiert, aufgelöst.

In großem Reichtum und dankbar anzunehmender Vorordnung hat Mirgeler die Tatsachenfülle einer Geschichte Europas ausgebreitet. Die Antwort auf Sinn, Wesen, Gestalt Europas aus seiner Geschichte zu finden, bleibt dem Nach-Sinnenden aufgegeben.

Hellmut Kämpf

Deutsche und Tschechen

Dem Buch von Wilhelm Dennler „Die Böhmisches Passion. Prager Tagebuch 1939—1947“ (Freiburg, Dikreiter Verlag. 262 S. DM 13,80) kommt eine besondere Bedeutung zu, so daß wir es in den Händen recht vieler Leser sehen möchten. Dennler wurde aus seiner Tätigkeit in einem bayerischen Ministerium zum Dienst beim Reichsprotektorat in Prag im Oktober 1939 delegiert. Er hat dann bis zum bitteren und in Böhmen besonders traurigen Ende seinen Posten versehen und berichtet in schlichten Tagebuchaufzeichnungen, die auch noch die Zeit seiner Gefangenschaft umfassen, über die Tragödie.

Das Bemerkenswerte an dem Buch und sein großer Vorzug gegenüber so vielen anderen Büchern sind, daß Dennler mit Erfolg nach einer objektiven Darstellung strebt und weder die Greueltaten, die von der

Gestapo, dem SD und der SS im Protektorat begangen worden sind, noch die furchtbaren Racheakte des befreiten tschechischen Volkes unerwähnt läßt. Der Autor war sich der Tragik sowohl der anständigen Deutschen, die im Protektorat zu arbeiten hatten, wie auch des namenlosen Unglücks des tschechischen Volkes voll bewußt. Er selber hatte gute persönliche Beziehungen zu tschechischen Kreisen, die seine Objektivität und sein Bemühen um anständige Behandlung des unterdrückten Volkes zu würdigen wußten. Das hat ihn nicht davor bewahrt, alle Leiden mitzumachen, welche die über jedes Maß zügellos sich äußernde Rachsucht der Tschechen mit sich brachte.

Das Buch ist eine ernste Mahnung, das größte Unglück Europas, den Haß zwischen den einzelnen Völkern, mit der Wurzel auszurotten, und es kann nahezu als ein Lehrfaden angesehen werden für eine Zeit, in der — niemand weiß wann — ein Ausgleich zwischen den nun einmal zu Europa gehörenden Nationen möglich sein wird. D. R.

Der Weg in die Katastrophe

Joachim G. Leithäuser gibt in seinem kürzlich im Grunewald-Verlag, Berlin, erschienenen Werke „*Diplomatie auf schiefer Bahn*“ (248 Seiten mit 12 Bildtafeln, DM 7,80) eine eindrucksvolle Darstellung der vier Etappen der Hitlerschen Politik, die den Zweiten Weltkrieg entfesselten, der Etappen: Österreich, Tschechoslowakei, Rest Tschechei und endlich Polen. Trotz des absichtlich populär gehaltenen Charakters ist das Werk auf gründlichen Quellenstudien aufgebaut und läßt die Dramatik dieser bewegten und entscheidungsvollen Tage aufs neue vor uns erstehen. Besonders gelungen ist die Darstellung der Sudetenkrise vom September 1938, welche die größte Gefährdung brachte, der das Hitler-Regime jemals von innen her ausgesetzt war. Die Vorbereitung zu Staatsstreichen war so weit gediehen, daß sowohl zwischen dem 14. und 18. September wie am 28. September Hitlers Verhaftung durch die unter Führung

des Generalobersten Beck stehende Deutsche Friedenspartei bevorstand. Das erstmal warf Chamberlains Intervention, das zweitemal die Ankündigung der Münchener Konferenz diese Pläne um, da das Unternehmen nur gelingen konnte, wenn Hitler den Angriffsbefehl erteilt hatte und damit vor aller Welt, besonders vor dem deutschen Volk, deutlich als Kriegsbrandstifter gekennzeichnet war. Denn infolge der staatlich gelenkten Information und Propaganda ahnten die meisten Deutschen nichts von Hitlers Angriffsplänen und hielten ihn bösartiger Absichten nicht für fähig. Die Münchener Konferenz nahm den Verschworenen die Möglichkeit, das wahre Wesen der Hitlerschen Politik zu enthüllen, und die Gelegenheit, Deutschland vor dem Verderben zu retten. Durch eine Ironie des Schicksals war Hitler gerade in dem Augenblick gerechtfertigt, in dem er im Begriff stand, das Vertrauen selbst seiner getreuesten Anhänger zu verlieren. Wieder einmal erschien er als der mit hellseherischen Gaben ausgestattete überlegene politische Meister, der sich über die Warnungen der Vorsichtigen und Zaudernden mit souveränem Spott hinwegsetzen durfte. Besonders erfreulich in Leithäusers Darstellung ist die Zurückweisung der noch immer verbreiteten These, England sei im Falle der Tschechoslowakei lediglich aus Angst und Unentschlossenheit zurückgewichen, sowie seine Betonung des aufrichtigen Friedenswillens und des Gerechtigkeitsgefühles Chamberlains, der vor den Hitlerschen Methoden zwar den Abscheu jedes anständigen Menschen empfangt, Deutschlands Streben nach Eingliederung aller deutschen Minderheiten um das Reich herum aber für gerechtfertigt und eine Revision des Versailler Vertrages für unerläßlich hielt. Leithäusers Darstellung zeichnet mit Prägnanz und Exaktheit den nach München zwangsläufig gewordenen Weg in die Katastrophe. Die bisher ungelöste Frage, wie die englische Regierung durch ihre an Polen gegebene Garantie in völligem Gegensatz zu jeder englischen Tradition die Entscheidung über Krieg und

Frieden nach Warschau verlegen konnte, vermag auch er nicht zu beantworten. *Herbert Stegemann*

Amadeo Modigliani

Der Züricher Kunsthistoriker *Gott-hard Jedlicka* hat seine Studien über *Amadeo Modigliani* im Eugen Rentsch-Verlag in Zürich herausgegeben (DM 24,50). Der vor allem auch durch die zahlreichen Reproduktionen nach Bildern, Zeichnungen und Plastiken dieses Künstlers wesentliche Bericht über das Leben Modiglianis wird zu einer in die Pariser Bohème hineinleuchtenden Schilderung der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts. Jedlicka scheut auch nicht vor einem Blick in die private Lebenssphäre des früh Verstorbenen zurück und kennt keine verhüllenden Schleier. Jedlicka, der selbst dem Menschen Modigliani nie begegnete, hat bei allen Menschen, die ihn kannten, Erinnerungen an ihn gesammelt. Diese vereinigt er nun in der für ihn charakteristischen Beschwingtheit in einer bis ins nur Anekdotische reichenden Fülle zu seinem Bericht über Leben, Werk und Sterben des Vielgeliebten. *Ulrich Gertz*

Augusto Giacometti

Augusto Giacometti wurde 1877 in Stampa geboren und starb 1947. Er zählt zu den repräsentativsten Schweizer Malern und erhielt in seinem Heimatland eine gute Zahl öffentlicher Aufträge. Seine frühen Aufenthalte in Paris und Italien waren wohl Anlaß zur fortwährenden Auseinandersetzung mit der Farbe. Er malte früh schon abstrakte Farbstudien und entwickelte sie mehr und mehr zu farbigen Abstraktionen. Eine blühende Phantasie wuchs nach und nach in einen flächig dekorativen Stil. Mosaiken, Glasmalereien und lichtvolle dekorative Wandmalereien voller allegorischer Lyrik bilden sein Hauptlebenswerk. Giacometti kommt ganz von der Farbe her und vertieft sich immer mehr in die Farbe. Das Zeichnen findet bei ihm keinen Raum. Er ist ein dekorativer Ästhet. Aus der Bildmappe „*Augusto Giacometti*: Sechs mehrfarbige Wiedergaben seiner Werke. Einführung von *Eduard Briner*“ (Zürich, Rascher

Verlag, DM 12,—), ist das Blatt „Kaktus“ eine wunderschöne Demonstration zu dieser Feststellung. Der „Tabernakel“ zeigt einen disziplinierten, farblich äußerst kultivierten Aufbau. Der „Meeresgrund“ erinnert an die schönsten Werke von Klee: ein kompositionell sehr starkes Werk und farblich eine Sinfonie. „Weihnacht“ ist ein ausgereiftes stimmungswarmes Werk, sozusagen das Selbstporträt seiner Seele. Wunderbar warme Töne, Lichter, aufgesteckt wie die Blüten an den wilden Kastanien, die in seiner Heimat wachsen, vor dem Fenster die Berge Graubündens. Die Kunstmappe, die hervorragend gestaltet wurde, ist nicht nur wiederum ein guter Anlaß zur Auseinandersetzung mit der Schweizer Kunst und der Schweizer Art, sondern sie bedeutet ein echtes Kunsterlebnis.

Leo van Bonavall

Käthe Kollwitz und Heinrich Zille

Wenige nur unter den bildenden Künstlern unserer Zeit sind ihrer selbstgestellten Aufgabe so treu geblieben wie *Käthe Kollwitz*. Über ein halbes Jahrhundert hat sie aus ihrer Wohnung in Berlin N das Gewissen ihrer Mitmenschen aufzurütteln versucht, hat in Zeichnungen und Graphik die soziale Not der Zeit zum Grundthema eines reichen Lebenswerks gemacht. Jedes Bild von ihr ist eine Anklage gegen die Gedankenlosigkeit, die über das Unglück anderer hinwegblickt — ist erbarmungslos, und doch von einem mitfühlenden, immer offenen und aufnahmebereiten Herzen gesehen und wiedergegeben. So ist auch der Titel des neuen Bandes berechtigt, in dem der Fackelträger-Verlag, Hannover, 100 wenig bekannte Handzeichnungen und Studien von Käthe Kollwitz zusammengestellt hat: „*Ein Herz schlägt für die Mütter*“ (160 S. DM 9,80). Der kluge Einführungstext von *Werner Schumann* weiß über Leben und Werk der Kollwitz Gültiges auszusagen. In diesen Handzeichnungen, von denen die meisten Frauen zum Gegenstand haben, wird es noch deutlicher als in ihren anderen Werken, was Käthe Kollwitz Ernst Barlach verdankt: es findet sich in den vorzüglich reproduzierten Blättern manches, das von der



„Ich habe mir det Saufen bloß so anjewöhnt,
weil ick seit zwee Jahren nach meine Tochter suche.
Die is mir damals weggeloofen —“

Hand Barlachs stammen könnte, der in der erschütternden Zeichnung auf dem Totenbett in diesem Band festgehalten ist.

Noch einen zweiten Maler hatte das Berlin jener Zeit aufzuweisen, der seine Kunst fast ganz in den Dienst von Berlin N und O gestellt hatte: *Heinrich Zille*. Bei ihm ist die Bitterkeit der Aussage durch eine Portion Berliner Humor gemildert, der freilich nicht immer zum Durchbruch kommt. Aber Zille sah in seinem „Milljöh“ nicht ausschließlich das Erschreckende — und vielleicht ist seine Wirkung in der Breite dadurch stärker gewesen als die der Käthe Kollwitz. Der Fackelträger-Verlag, der schon vor einiger Zeit einen Band „Zille sein Milljöh“ veröffentlicht hatte, hat nun zu gleicher Zeit zwei neue Zille-Bände herausgebracht: „*Pinzelheinrich*“ (192 Seiten. 150 Abb. DM 9,80) mit einem Text von *Werner Schumann*. Hier sind

nicht nur Zeichnungen, sondern auch eine große Anzahl Anekdoten über Zille zusammengetragen, die von einem köstlichen und erfrischenden Witz zeugen. Es ist ein Hausbuch, dem wir jede Verbreitung wünschen. Das zweite, Einführungsbändchen einer neuen Taschenbuchreihe, nennt

Die
Ratte.



„Von wat is se denn jestorb'n?“
„Unse' Wohnung is' zu naafs!“

(Aus: „Mit Vater Zille unterwegs“,
Fackelträgerverlag, Hannover)

sich „Mit Vater Zille unterwegs“ (DM 1,50), mit einem Text von *Hans Benedikt*. Diesem Bändchen sind auch die beiden umstehenden Abbildungen entnommen. Die Bildunterschriften, die Zille selbst seinen Zeichnungen beigegeben hat, sind oft genau so charakteristisch wie die Bilder, etwa die Unterschrift zum Bild des behäbigen Kleinbürgers: Mudicke macht Bilanz: „Ick habe meine Seelige übastanden — ick habe Kaiser Wilhelm übastanden — ick wer' ooch die Republik übastehn!“

Inzwischen haben die Bomben in Zilles Milljöh und im Berlin N der Käthe Kollwitz gewütet — aber die aus zeitlichem Anlaß geschaffenen Werke beider Künstler haben ihre überzeitliche Gültigkeit erworben.

D. R.

Ein Deutschlandbuch

In dem schwedischen Verlag Oskar Erklund, Stockholm, erschien das Buch „*Tyskland som jag aterfann det*“ („Deutschland — wie ich es wiederfand“) von *Kurt Friedländer*. Der Verfasser, der Hitlers brutalen Judenverfolgungen als Emigrant nach Schweden entkommen konnte und nun dort als Publizist lebt, hat im letzten Jahr zum erstenmal nach 20 Jahren wieder den Boden der alten Heimat betreten und eine Erkundungsreise durch Westdeutschland von Norden nach Süden und wieder zurück, mit einem kurzen Abstecher nach West-Berlin, gemacht.

Was den deutschen Leser dieses (noch nicht übersetzten) schwedischen Buches vor allem sympathisch beeindrucken muß, das ist die erfreuliche Tatsache, daß sich nirgends ein Zeichen eines unangenehmen Ressentiments findet. Dagegen vernimmt man aus ihm immer wieder den Ton einer unauslöschlichen Anhänglichkeit und einer starken gefühlsmäßigen Bindung an die staatsrechtlich aufgegebene Heimat, eine Anhänglichkeit, die da, wo — zweifellos berechtigte — Kritik geübt wird, diese entschärft, weil sie voller Verständnis und ehrlicher Sorge vorgetragen wird. Auch Stuttgart, Tübingen, das Schillerstädtchen Marbach sind Stationen dieser Reise, und gerade das Wiedersehen mit solchen aus einer reichen Vergangenheit kulturge-sät-

tigten Stätten löst bei dem Verfasser eine mit leiser Wehmut verhängte, nie verloren gegangene Liebe aus, die einen rührt. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn er in der Übersicht seines letzten Kapitels zusammenfassend feststellt: „Ich habe mehr Positives gefunden, als ich erwartete, und mit dieser Erklärung möchte ich nichts beschönigen, und ich glaube auch nicht, daß mein Urteilsvermögen bei diesem Wiedersehen mit meinem alten Vaterland von sentimentalen Impulsen getrübt war.“

Freilich weiß der Verfasser auch, daß eine so verhältnismäßig kurze Reise mit zwar vielen interessanten und markanten, aber doch eben zufälligen Begegnungen keine verallgemeinernden Schlüsse zuläßt und keine sichere und umfassende Beurteilung der, wie er selbst sagt, „ihrer Natur nach recht verwinkelten deutschen Verhältnisse“. Dabei muß ihm neben dem wachen Spürsinn des Publizisten ein sicherer und auch hinter die Oberfläche reichender Blick für exemplarische Einzelheiten zugestanden werden, und ohne Zweifel wird ihm der deutsche Leser auch darin recht geben, wenn er die Frage nach dem Quo vadis unseres Volkes nicht ganz frei von Unbehagen stellt, und wenn er uns sowohl für unsere allgemeine geistige als auch für unsere politische Entwicklung im besonderen in erster Linie mehr Ruhe und Erholung gewünscht hätte. Alles in allem: es ist ein Buch, mit dem der Verfasser seine neuen Landsleute ermutigen kann, etwa vorhandene Vorurteile zu überprüfen und mindestens unvoreingenommen das neue Deutschland kennenlernen zu wollen.

Fritz Nothardt

Aus der Zone des Unrechts

Eine dringliche Forderung, die freie Welt mit authentischem Material ohne Verzerrung und Übertreibung über die wahren Zustände in der Sowjetzone Deutschlands zu unterrichten, wird in einem gründlichen und gut fundierten Buche durch *J. Peter Nettl* „Die deutsche Sowjetzone bis heute“. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft (Verlag der Frankfurter Hefte. 376 S. DM 18,—) zu erfüllen versucht. Das Buch ist die deutsche Übersetzung der englischen Ausgabe

„The Eastern Zone and Soviet Policy in Germany 1945-1950“. Die deutsche Übersetzung stammt von Arthur von Machui, und bei der Überarbeitung auf den neuesten Stand unterstützte Michael Kogon den Verfasser. Das Buch war gedacht, dem britischen und amerikanischen Leserkreis ein eindeutiges und klares Bild von der Entwicklung der deutschen Sowjetzone von Beginn der Besetzung bis auf den heutigen Tag zu geben. Dieser Zweck dürfte erfüllt sein. Für Deutsche mit persönlichen Erfahrungen aus der Sowjetzone bleiben trotz der Ergänzungen zur deutschen Ausgabe manche Forderungen offen.

Eine willkommene Ergänzung, in der das Schicksal einer der schönsten deutschen Städte unter dem Sowjetregime mit dichterischer Kraft und überzeugender Wahrheit geschildert wird, bildet das Buch unseres Mitarbeiters *Wolfgang Paul*: „Dresden 1953“ (Eßlingen, Bechtle-Verlag, 323 S. DM 6,80). Die beste Probe auf die Bedeutung und die Substanz des Buches ist die Nachprüfung der geschichtlichen Wahrheit. Der Roman Pauls ist nun ausgezeichnet durch ein rücksichtsloses Streben nach Wahrhaftigkeit und das Schlagen eines starken Herzens. An dem Schicksal des Trägers der Erzählung, der eine erdachte Figur ist, in der man aber manches eigene Erleben des Verfassers zu spüren glaubt, wird symbolisch das Los aller freiheitlich gesinnten Menschen unter der sowjetischen und der sowjet-deutschen Zwangs- und Terrorherrschaft deutlich. Viele Schicksale münden ineinander in Berührung und Abstoßung, und es fehlt keine der Personen, die sich in der schweren Prüfung bewährten oder ihr erlagen. Der Roman von Wolfgang Paul ist ein document humain für deutsche Menschen unter dem östlichen Terror.

Das wahrhaft tragische Schicksal Dresdens, das Gerhart Hauptmann bei der Zerstörung seiner geliebten Stadt in unmittelbarer Nähe miterlebte, und die Tragik, die bis zu seinem Ende in seinem eigenen Hause sein Leben überschattete, in einem damals schon Deutschland entrisse- nen und unter polnische Gewalt gestellten Gebiete, hat aus persönlicher Anschauung und mit brennen-

dem Herzen Gerhart Pohl geschildert in einem objektiv gehaltenen Bericht, der aber das innere Beteiligtsein Pohls niemals verleugnet. Den Titel des Buches gab die erschütternde Frage Hauptmanns „*Bin ich noch in meinem Haus?*“ (Berlin, Lettner-Verlag, 120 S. mit bisher unveröffentlichten Fotos. DM 5,80). Auch hier steht ein Schicksal eines großen Menschen symbolisch für viele Schicksale. Pohl durfte auch früher schon seinem großen Landsmann nahe sein. So wird das Erleben eines großen Menschen in einer verirrteten Zeit mit echter Pietät berichtet. Sein Schicksal wurde auch darin ein Sinnbild des vernichteten Deutschlands, daß zwar ein einziger Sowjetoffizier dem sterbenden Dichter in Ehrfurcht nahte, aber zu gleicher Zeit die entfesselte Horde der neuen Gebiete deutschen Landes, der Polen, sich nicht scheute, dem Toten eine Katzenmusik zu bringen. Tiefe Tragik spricht aus diesem Bericht, der ein Dokument nicht nur des Endes eines Dichterlebens, sondern auch einer aus den Fugen gegangenen Welt ist.

Wir verdanken Gerhart Pohl gleichzeitig das Erscheinen eines Bandes mit elf Erzählungen, von denen die Eingangsnovelle, die dem Buch den Titel gab, sowie die Erzählungen „Verrat“ und „Sturz der Göttin“ erstmalig in der D. R. erschienen sind: „*Wieviel Mörder gibt es heute?*“ (ebenda. 199 S.). Gerhart Pohls Schaffen ist den Lesern der D. R. vertraut, so daß es nur dieses Hinweises bedarf.

R. P.

Soldat bis zum letzten Tag

Den Erinnerungen des Feldmarschalls *Albert Kesselring* kommt für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges ein hoher Quellenwert zu. Denn Kesselring befand sich in der Hitler-Wehrmacht von ihrem Anfang bis zum bitteren Ende 1945 in den höchsten und verantwortungsvollsten Stellungen. Durch keine Ungnade Hitlers wurde er zeitweise kaltgestellt, wie so mancher andere General. Er war auch einer der seltenen, aus dem früheren „kaiserlichen“ Heer hervorgegangenen Generalstabsoffiziere, die wehrmachtmäßig dachten. So hatte er schon in seiner Reichswehrzeit 1924 in einer Denkschrift

einen „Wehrmacht-Generalstab“ gefordert. Dieser weitere Horizont kam ihm zugute, als er 1933 in die neue Luftwaffe Görings überwechselte, vor allem aber, als er Ende 1941 Oberbefehlshaber Süd auf dem Kriegsschauplatz Italien - Nordafrika wurde. Er erkannte die entscheidende Bedeutung des Mittelmeer-Raums im Kampf gegen Großbritannien, konnte sich aber gegen das eng-kontinentale Denken Hitlers nicht durchsetzen, der ebenso wie die Heeresoffiziere seines Wehrmachtführungsstabs über die veraltete „klassische“ Landstrategie nicht hinauskam. So wurde die Inselfestung Malta zwar durch verlustreiche Angriffe der Luftflotte Kesselring sturmreif geschossen, aber weder Hitler noch Mussolini konnten sich zu dem Entschluß durchringen, Malta durch Luft- und Seelandung wegzunehmen. Der zweite Fall, in dem Kesselring klar und richtig die kommende Katastrophe voraussah, aber bei Hitler nicht durchdrang, war nach dem Fehlschlag der Rommel-Offensive gegen Ägypten, nach dem 31. August 1942. Es braute sich drüben in Ägypten ein Gewitter zusammen, das sich als Offensive der 8. Armee Montgomerys entladen mußte. Der Engländer beherrschte die Luft, der deutsche Nachschub, besonders an Betriebsstoff für die Panzer, kam zum Erliegen. Die einzig richtige strategische Lösung war, die drohende britische Offensive nicht in der Alameinstellung anzunehmen, sondern sich auf den leicht zu verteidigenden Halfaya-Paß abzusetzen. Kesselring sagt: „Das Verbleiben in der Alameinstellung war falsch.“ War es aber dann nicht Pflicht eines zur höchsten militärischen Rangstufe aufgestiegenen Feldmarschalls, sich nur von der Verantwortung für seine Truppe und von der geschichtlichen Verantwortung gegenüber seinem Vaterland leiten zu lassen, in das Führerhauptquartier zu fliegen und Hitler rücksichtslos die Meinung zu sagen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Diktator in einem Wutausbruch den Feldmarschall mit Degradierung, Kriegsgericht, ja sogar mit dem Tode bedroht hätte? Und der dritte Fall, in dem wir die gleiche Frage stellen, war der Brückenkopf Tunesien, in den auf Hitlers Befehl Anfang 1943

eine ganze Heeresgruppe gestopft wurde, mit der voraussehbaren Gewißheit, daß diese von den Anglo-Amerikanern in die Zange genommen und zur Kapitulation gezwungen würde (250 000 Mann am 12. Mai 1943).

Aber noch andere, mehr menschliche Probleme beunruhigen uns beim Lesen des Buches. Kesselring überragte an ritterlicher Gesinnung, an untadeligem Charakter und an echtem Soldatentum die meisten anderen Generale der Luftwaffe. Wie ist es psychologisch zu erklären, daß er 12 Jahre lang mit einem Hitler oder gar mit einem Göring, diesem Zerrbild eines Soldaten, zusammenarbeiten konnte, d. h. mit Leuten, deren Gemeinheit (Entlassung Fritsch!) oder „verbrecherische Handlungen“ (Kesselrings eigenes Wort) er mindestens zum Teil kennen mußte? Speer hat wenigstens in seinem Bereich die von Hitler befohlenen Zerstörungen verhindert, als er seit Frühjahr 1944 den Krieg für verloren ansah. Aber Kesselring führte weiter als Oberbefehlshaber West den Krieg auf deutschem Boden, obwohl er im April 1945 sah, daß Hitler „sich wie ein Ertrinkender an einen Strohalm klammerte“ und „nur mehr in einer irrealen Welt lebte“. Den Schlüssel zu diesem menschlichen Versagen Kesselrings glauben wir darin zu finden, daß diese Generation junger Generalstabsoffiziere schon durch Ludendorff im Ersten Weltkrieg in ihrem Mut zur Verantwortung gelähmt und dann in der Reichswehr durch Seeckt zu „unpolitischen Soldaten“ erzogen worden war. „Soldat bis zum letzten Tag“, so heißt bewußt, fast trotzig, der Titel von Kesselrings Buch. (Bonn, Athenäum Verlag. 474 S. DM 18,—.) Demgegenüber steht die Auffassung des Generalobersten Beck: „Es ist ein Mangel an Größe und Erkenntnis der Aufgabe, wenn ein Soldat in höchster Stellung in solchen Zeiten seine Pflichten nur in dem begrenzten Rahmen seiner militärischen Aufgaben sieht, ohne sich der höchsten Verantwortung vor dem gesamten Volk bewußt zu werden. Außergewöhnliche Zeiten verlangen außergewöhnliche Handlungen.“ Robert Knauss

Memoiren eines freien Mannes

In den Lebenserinnerungen eines umstrittenen Politikers müßte etwas von den Extremen sichtbar werden, die ihm Lob auf der einen Seite eingetragen und ihn auf der anderen in Verruf gebracht haben, sollte man meinen. Nichts von dem in der Autobiographie des unlängst verstorbenen *Hendrik de Man*: „Gegen den Strom. Memoiren eines europäischen Sozialisten“ (Stuttgart 1953, Deutsche Verlagsanstalt. 296 S. DM 12,50). Man versteht nicht mehr, warum die einen diesen Mann als Reaktionär, die anderen ihn als Abtrünnigen verschrien. Was man mit wachsender Freude an der inneren Geradlinigkeit dieses strebend sich bemühenden Sozialisten wahrnimmt, ist der praktische Sachverstand eines freiheitlichen Belgiers, d. h. eines Europäers zwischen den Kolossen. De Man war Sozialist seit seinem 16. Jahr: Freund von Karl Liebknecht, nahe verbunden dem ermordeten Jaurès, später Mierendorff zugetan und skeptisch gegenüber den Plänen des deutschen Widerstandes. Der bürokratischen Tendenz der Parteien und Verbände hat er immer mißtraut, sei es bei seiner Berührung mit den amerikanischen Gewerkschaften, sei es in seiner Einstellung zu den totalitären Bewegungen, sei es — und das kehrt immer wieder — in seinem Verhalten zur Sozialdemokratie. So oft er auch die Macht der Apparate gegen sich gerichtet findet — er verliert dreimal seine akademische Lehrbefugnis — so unverbrüchlich bleibt er in der Überzeugung, daß es immer wieder der Einzelne ist, der das Muster für die kommenden Dinge abgeben muß. Bei der Lektüre der Lebensgeschichte de Mans kommt eindringlich die Frage auf, ob es nicht bedauernswert ist, daß wir noch immer Europa in den Schicksalen seiner Großstaaten sehen und es danach beurteilen. Wir hätten aus der anderen Perspektive viel mehr Anlaß zur Hoffnung und — könnten den Irrsinn gewisser Gewohnheiten leichter erkennen.

Harry Pross

Ernst Niekisch

Ernst Niekischs Buch „Das Reich der niederen Dämonen“ (Hamburg 1953, Rowohlt. 312 S. DM 12,50) hätte

FORVM

Österreichische Monatsblätter für
kulturelle Freiheit

Redaktion:

Friedrich Hansen-Loeve

Felix Hubalek

Alexander Lernet-Holenia

Friedrich Torberg

Die repräsentative
österreichische Kulturzeitschrift

S 4.—, DM 1.—, Sfrs 1.—

Vertrieb:

FORVM, Wien VII, Museumstraße 5

Deutschland:

Pressevertrieb, Frankfurt/Main

Mainzer Landstraße 225

Trunk, München, Hopfenstraße 6

Schweiz:

Kiosk AG, Bern, Maulbeerstraße 11

WASSERZIEHER

Führer durch die deutsche Sprache

Praktisches Hand- und Hilfsbuch. 4., verb. Auflage, bes. v. St.-R. Dr. E. Flad. 122 Seiten. Hlw. 360 (neu)

„Es ist, was es verspricht, nämlich ein sicherer ‚Führer durch die deutsche Sprache‘, der den Schüler in keinen wesentlichen Fragen im Stich läßt.“

(Zeitschrift für Deutschkunde)

Schlechtes Deutsch

Der Kampf gegen das Falsche, Schwerfällige, Geschmacklose und Undeutsche. 8., neubearb. Auflage (25.-29. Tausend), bes. v. St.-R. Dr. E. Flad. 80 Seiten. 1.90

„Daß dieses Büchlein schon so oft aufgelegt wurde, spricht für die Tausende, die es kauften, und für die Verfasser, die ein tatsächliches Bedürfnis in ausgezeichnete Weise befriedigen helfen.“

(Erziehung und Unterricht)

Hans und Grete

Zweitausend Vornamen erklärt. 13., verb. u. verm. Auflage (66.-70. Tausend), bes. v. Dr. K. Linnartz. 140 Seiten. 2.60

„Es ist eine wahre Fundgrube und dazu ein rechtes Buch für jedermann.“

(Telegraf)

Durch jede gute Buchhandlung

 DUMMLER/BONN

bei einer Veröffentlichung im Jahre 1937 im Ausland eine starke Wirkung ausüben können, weil es von einem damals zweifellos überzeugten Antifaschisten, der zugleich ein tapferer Kämpfer war, geschrieben ist. Heute, da Ernst Niekisch aus wahrscheinlich zwingenden Gründen ein tragisches Dasein in der DDR, mit Wohnsitz übrigens in West-Berlin, führt, ist es uninteressant, und ihm mangelt jede Bedeutung. Niemand kann verstehen, daß ein Mann, der so vorbildlich gegen Hitler gekämpft und schwerste Leiden im Dritten Reich erduldet hat, heute kein Wort gegen den noch furchtbareren sowjetischen Totalitarismus findet. Wir haben Verständnis für die Tragik von Ernst Niekisch. Aber was er heute gegen den Nationalsozialismus veröffentlicht, ist überholt und von anderen sehr viel treffsicherer schon formuliert worden. D. R.

Public relations

Unter dem Titel „Vertrauen, Verantwortung, Mitarbeit“ hat Hans Edgar Jahn eine Studie über die „Public relations“-Arbeit in Deutschland erscheinen lassen (Oberlahnstein, Fritz Nohr & Söhne. 432 S. DM 16,50). Jahn ist wirklich ein Kenner der Materie, denn er hat als politischer Wissenschaftler mehr als 300 Tagungen und Diskussionsveranstaltungen in der Bundesrepublik geleitet. Das Buch erschöpft den ganzen Problemkomplex, der mit dem Begriff „Public relations“ verbunden ist. Es ist eine erstmalige Übersicht über Sinn und Zweck und auch den Erfolg und manche Fehlschläge der geleisteten Arbeit. Das Buch verdient ein eingehendes Studium und kann helfen, geeignete Diskussionsgrundlagen zu schaffen. D. R.

Haushaltfibel

Es war sicherlich eine gute Idee des Bundes der Steuerzahler, einen so erfahrenen Budgetspezialisten wie Dr. h. c. Kurt Heinig zu veranlassen, eine „Haushaltfibel“ zu schreiben. (Schriftenreihe des Bundes der Steuerzahler, Heft 1, Bad Wörishofen, Hans Holzmann Verlag. 140 S.) Natürlich wird darin die absolute Publizität der Haushaltspläne, der Haushaltsrechnungen und der Be-

richte des Rechnungshofes gefordert. Nur auf diese Weise glaubt man, eine Kontrolle über die Behörden zu haben. Wenn aber diese Pläne schon publiziert werden, dann gehört auch noch ein Zweites dazu: die Steuerzahler, die mit diesen Plänen etwas anzufangen wissen. Dr. Heinig ist es nun gelungen, die überaus trockene Materie sehr anschaulich und leicht faßbar darzustellen, unterstützt von einer ganzen Menge anschaulicher Zeichnungen und graphischer Bilder. Natürlich fehlt es nicht an Kritik an der Bundesfinanzverwaltung — aber welche Finanzverwaltung der Welt würde von den Steuerzahlern nicht kritisiert? Die Haushaltfibel ist ein willkommener Beitrag zur Staatsbürgerkunde, und man möchte nur wünschen, daß in höheren und in Berufsschulen die heranwachsende Jugend mit diesem Thema bekanntgemacht wird. h.e.h.

Sozialist auf der Barrikade

Ob man den Sozialismus bejaht oder nicht, ist Anschauungssache; es würde zu weit führen, wollten wir uns an dieser Stelle mit dem wirtschaftspolitischen Inhalt des Buches von Aneurin Bevan „Besser als Furcht“ auseinandersetzen, das jetzt auch in der Reihe „Politik für jedermann“ des Verlages der Frankfurter Hefte erschienen ist (Frankfurt 1953. 248 S. DM 5,80). Auf jeden Fall ist es dankenswert, daß das Glaubensbekenntnis des *enfant terrible* der englischen Politik in einer deutschen Fassung vorgelegt wird. Bevans Stärke liegt nicht im Theoretisieren, wie das Buch zeigt. Seine volkstribunenhafte Vitalität, die ihn eher zum Front- als zum Generalstabs-offizier des Sozialismus stempelt, läßt ihn die Dinge allzusehr vereinfachen, ja, oft demagogisch vereinfachen. Das zeigt sich etwa, wenn er schreibt, die Vorkämpfer der neuen sozialen Ordnung brauchten nichts dringender als eine tüchtige Portion Respektlosigkeit (vor dem parlamentarischen Zeremoniell). Denn „in gewissem Sinn ist das britische Unterhaus eine Volksvertretung, die das Volk am allerwenigsten vertritt. Es ist vielmehr eine ausgeklügelte Verschwörung, die den wahren Kampf der Meinungen, wie er draußen ab-

läuft, daran hindern möchte, in diesen Räumen einen Widerhall zu finden“. Bevan besitzt die geforderte Respektlosigkeit, er möchte ins Parlament das Klima eines Versammlungslokals bringen. Man wundert sich, daß ein Engländer, gleich welcher politischen Einstellung, so etwas akzeptieren kann. Trotzdem steckt auch in solchen Thesen eine Portion gesunden Menschenverstandes, der zu Bevans besten Eigenschaften gehört. Aber gesunder Menschenverstand verträgt kein Dogma, und so wirft Bevan oft Bumerangs, etwa wenn er kritisiert, daß die britische Regierung vor 1939 die Konkurrenz unter den Kohlegesellschaften beseitigen wollte, statt sie zu fördern. Solche sozialistischen Dummheiten poltert er öfter heraus, unbekümmert darum, ob sie in sein Gedankengebäude passen oder nicht. Bevan hat noch etwas von den sozialistischen Barrikaden-Kämpfern seiner Jugendzeit; seinen Erfolg verdankt er seiner Popularität, denn sein Schema

von „demokratischem Sozialismus“ ist keine echte politische Möglichkeit.
hjn

Neue Lyrik

Die einer Verszeile entnommenen Worte „Zwischen Stern und Staub“ hat Rudolf Hagelstange als Titel seines neuen Gedichtbandes gewählt (Wiesbaden 1953, Insel-Verlag. 74 S. DM 6,80). Damit ist die Thematik der bald liedhaft gestrafften, bald hymnisch ausschwingenden Verse und Strophen umrissen. „Eine Handvoll Staub / für eine Stunde im Lichte geduldet“ — heißt es an anderer Stelle. Der Umkreis der Schöpfung ersteht aus der sich ständig erneuernden Natur. Als Zeugen des lebendigen Alls werden in farbkraftigen Bildern Wolke und Landschaft, Wind und Stille, Blume und Baum, Falter und Vogel beschworen: „Gottes Schwünge, aber unsere Kreise“. Die Krönung der englischen Königin gibt Anlaß zu einem „bewegenden Bild“, und für den „neuen Ödipus“



Reklame-

Preis ausschreiben!

Die Zahlen 1–9 sind so in die nebenstehenden Kästchen einzusetzen, daß jede Reihe, waagerecht und senkrecht und schräg, zusammen 15 ergibt.

DM 10 000.-

in Werten verteilen wir **ohne Ausspielung** unter Aufsicht eines bestellten Notars **gleichmäßig** unter die richtigen Löser zur Werbung für unser Versandhaus.

Alle richtigen Löser erhalten also einen Preis, und außerdem erhalten diejenigen Einsender, die nicht richtig gelöst haben, garantiert einen Trostpreis von gutem Gebrauchswert. Das alles geht auf Kosten unserer Firmenreklame.

BEDINGUNGEN: Die Lösung ist sofort einzusenden und verpflichtet zu nichts. Der Versand der Preise erfolgt innerhalb von 14 Tagen ab Rheine/Westf. Senden Sie das ausgeschnittene Inserat mit den ausgefüllten Kästchen auf ein Blatt Papier aufgeklebt oder beigelegt in einem verschlossenen Briefumschlag (22 Pfennig Porto) ein und vermerken Sie dabei bitte Ihre deutliche Adresse, auch auf dem Briefumschlag. Falls Eingangsbestätigung erwünscht wird, sind 10 Pfennig in Briefmarken für Unkosten beizufügen.

Mundus-Versand K.G. - Rheine / Westf. - Markt 4

ist in einem der festlichen Gesänge „ein Atom . . . die sphinxhafte Drohung“. Kommen auch Gegenständlichkeit und Gedanke — Sehen und Sinnen — nicht immer zur „poetischen Gleichung“, so ist in vielen Gedichten die Gefahr des Rhetorischen doch weitgehend überwunden. Gewiß gibt es Zeilen, die dem Klang allzu geschmeidig nachgeben oder die um eine Kleinigkeit zu prächtig hinströmen — aber der neue Band enthält „ein Stück Magie“ und bestätigt das Geheimnis: „Fleisch geworden ist das Wort / im Gedicht“.

Ks.

Anekdote eines Lebens

Wir verdanken *Wilhelm Schussen*, dem demnächst achtzigjährigen Schwaben, eine Reihe Romane und Erzählungen, einige Bände Lyrik, vor allem aber ein schmales Buch einer sehr eigenwilligen, humordurchwobenen Lebensphilosophie „Johann Jakob Schäufele's philosophische Kuckuckseier“. Schussen ist Oberschwabe, er wurzelt in der Überlieferung seiner Heimat, gekennzeichnet durch eine ungebrochene Verbindung zum Barock. Es ist darum kein Zufall, daß er mit einem Schelmenroman begann. Nun legt er ein neues Buch vor: „*Anekdote meines Lebens*“ (Ravensburg, Veitsburg Verlag. 199 S. DM 6,80). Das ist keine Biographie im üblichen Sinne, es ist weit eher eine Rückschau auf ein äußerlich kaum erregendes, aber innerlich auf eine besondere Art erfülltes Leben. Die Welt einer Kindheit zieht an uns vorbei, daran schließen sich Begegnungen mit Freunden und verehrten Künstlern wie Hermann Hesse, Ludwig Finckh, Hans Heinrich Ehrler, Anna Schieber, Theodor Heuss, Matthias Erzberger, der mit ihm die Schulbank teilte, und vielen anderen „berühmten Zeitgenossen“. Reizende kleine Miniaturen sind so entstanden. Ein dritter Teil des Buches bringt Anekdoten und Geschehnisse aus dem Alltag des Dichters, merkwürdige Erlebnisse und kauzige Begegnungen. Der Autor vermag mit den sparsamsten Sprachmitteln starke Wirkungen auszulösen. Wir sehen darin einen Beweis für die Echtheit des Dargebotenen. Gleichzeitig mit diesem Bande ist das „*Wilhelm Schus-*

sen-Buch“ in einer neuen vermehrten Auflage erschienen (ebenda, 208 S. DM 6,80). Es umfaßt eine schöne Auswahl der Lyrik des Dichters, in der er die Natur, die Tages- und Jahreszeiten, die Liebe und den Tod auf seine schlichte, häufig an das Volkslied gemahnende Art feiert. Dazu gesellt sich eine Auswahl kleiner Erzählungen und Anekdoten, in denen sich Schussen in seiner Eigenart als Schilderer wunderlicher Menschen, Eigenbrötler und Käuze bewährt. Wir sind nicht reich an Autoren, die, mit einem überlegenen und versöhnenden Humor begabt, die Sphäre, in der das Erhabene leicht in Lächerliches sich verwandelt, darzustellen vermögen. Hier ist ein solcher Autor, und wir sollten ihn nicht übersehen.

Otto Heuschele

„Gegenwurf der geistigen Welt“

Der Dichter *Friedrich Bischoff* hat einem seiner früheren großen Romane als Motto einmal ein Wort Jakob Böhmes vorangesetzt: „Denn diese sichtbare Welt, mit allen ihren Her und Wesen, ist anderes nicht als nur ein Gegenwurf der geistigen Welt, welche in dieser materialistischen, elementischen verborgen ist . . .“ Dieser Satz besitzt Gültigkeit für das Gesamtwerk des Dichters. Immer spielen seine Geschichten, wie die sechs in dem neuen Erzählungsbande „*Gold über Danae*“ vereinigten (Bremen 1953, Schönmann-Verlag. 93 S. DM 3,60), auf der Schwelle zwischen Hier und Jenseits. Sie erzählen ein Geschehen aus der diesseitigen Welt, das meist fremdartig und rätselvoll in einem schon mystischen Seinsgrund wurzelt und die Dämonie des Eros — geheimnisvoll und anziehend zugleich — als eine Urmacht in diese unsere Welt einbrechen läßt. Da ist die Titel-erzählung von jener fremdartigen Tänzerin, die durch ihre begeisternde Kunst eine kleine russische Garnison verzaubert und in besessene Ekstase versetzt, oder wir lesen die Geschichte von der „Schwanenjungfer Verena“, die, bestürmt und verwirrt durch die jäh andrängende Liebe eines jungen Burschen, in einem seltsamen Zustand der Entrückung einen Singschwan tötet, dessen wilde Naturkraft in ihrer Vorstellung mit dem

Liebeswerben jenes Jünglings eins geworden war. Immer aber, so seltsam und bestürzend auch die Geschichten sein mögen, die Bischoff uns erzählt, immer sind sie gefaßt in eine dichterische Sprache, die, in ihrer melodischen Klangfülle den Lyriker verratend, die aufgerufene dämonische Abgründigkeit im mit bewußtem Kunstverstand geprägten Wort gleichsam zurückbindet an die Helle des Bewußtseins. Solche dichterische Kraft, die im Wort bereits das Geschehen transparent werden zu lassen vermag, ist in unserer Zeit selten geworden. Sie mag ein Erbteil Bischoffs aus seiner schlesischen Heimat sein, die ihren Dichtern seit jeher mystische Hellsichtigkeit ein-gab.

J. E.

Aus den Tagen der Landstreicherei

Frühverwaist geriet *Harry Martinson* zunächst in die Hände der Fürsorgeerziehung, wurde einem Bauern in Kost gegeben und floh aus der armseligen Lieblosigkeit dieser Kindheit mit knapp dreizehn Jahren auf See. Nach einer zehnjährigen Seefahrt von Island bis Indien, von Japan bis Kap Horn und über weitere Weiten der Ozeane mußte er aus gesundheitlichen Gründen damit aufhören. Den Spuren Kiplings folgend, hat er dann angefangen, die Erlebnisse seiner Seereisen aufzuschreiben. Er errang rasch hohe literarische Erfolge, die ihn nicht hinderten, das schwedische Land mehrere Jahre lang als Landstreicher zu durchziehen.

Aus den menschlichen Begegnungen jener Zeit ist spürbar viel in sein Buch „*Der Weg nach Glockenreich*“ (Aus dem Schwedischen übersetzt von *Edzard Schaper*. München, Nymphenburger Verlagsanstalt. 390 S.) hineingetragen worden, dessen Held Bolle einmal ein fleißiger und strebsamer Zigarrenmacher gewesen ist, den die Industrialisierung aus der Bahn gerissen und in die Landstreicherei geworfen hatte. Das geschah vor fünfzig Jahren, als Straßen und Verkehr dergleichen noch erlaubten. Von heute her betrachtet, könnte dahinter ein überbetontes Stück Romantik gesehen werden, Verträumtheit, wie wir sie beispielhaft aus Hermann Hesses „*Knulp*“

Der *Monat*

Eine internationale Zeitschrift
herausgegeben von Melvin Lasky

Nr. 64 – Januar 1954

Aus dem Inhalt:

Alan Bullock
Die Aufgabe des Historikers

Erich Heller:
Karl Kraus

Wladimir Weidlé:
Englische Gärten

F. R. Allemann:
Brief aus Ankara

Berlin-Dahlem
Saargemünder Straße 25

Einzelheft DM 1,—

Preuves

Monatshefte

herausgegeben vom Kongreß
für die Freiheit der Kultur,
23, rue de la Pépinière, Paris 8e

Aus dem Inhalt von Nr. 36, Febr. 1954:

Manes Sperber:

La conception policière de l'histoire

Roger Caillois:

La langage chez Saint-John Perse

A. Rossi:

La Russie à l'heure de la collaboration

Gustave Mersu:

La démocratie italienne et ses malcontents

Zu beziehen durch:

„Kongreß für die Freiheit der Kultur“
Berlin-Zehlendorf, Schmarjestaße 4

Probenummern kostenlos!

Jahresabonnement: DM 8,—

kennen. Diese nordische Landstreicherei ist wirklichkeitsnäher, weniger schwärmerisch und zupackend härter.

Die Seßhaften und die Wandernenden sind immer im Streit. Dieser Streit gerät mitunter in Ekstase und Dämonie. Davon erfahren wir aus Bolles Erlebnissen und Meditationen vielerlei. Romantik der Realität könnte man diese Lebenshaltung nennen.

In vielen Bezügen der Begegnung auf der Landstraße ist Martinsons Buch von spröder Art — man merkt den groben Zugriff langer Seemannsjahre — aber hinter der rauen Schale wird ein unmittelbar menschlicher Anruf hörbar. *Karl Rauch*

Zwei Arztromane

Der Engländer *Francis Brett Young* ist durch eine Reihe von Romanen, vor allem durch „*Claire*“ und „*Mein Bruder Jonathan*“, auch bei uns bekannt geworden. Jetzt ist ein weiterer Roman von ihm übersetzt worden: „*Der junge Arzt*“ (Wien 1953, Zsolnay Verlag, 438 S. DM 14,80). Es ist ein weitgehend autobiographischer Entwicklungsroman, der im Mittelengland der Jahrhundertwende spielt und auch bereits vor über 35 Jahren niedergeschrieben worden ist. Der Titel verspricht mehr — oder jedenfalls: etwas anderes — als das Buch bietet, denn die erste Hälfte schildert lediglich das Heranwachsen eines Jungen aus bedrängten Verhältnissen, der keine Ahnung hat, was für einen Beruf er ergreifen soll, und der halb widerwillig die Arztlaufbahn einschlägt, deren einzelne Ausbildungsstadien der Autor dann im zweiten Teil beschreibt. Das Ganze wirkt trotz der durchaus lebensvollen Darstellung *Brett Young's* leicht verstaubt, zumal da die Beschreibung etwa der Universität von Birmingham (hier „*North Bromwich*“) nur noch historisches Interesse erweckt und auch über die sozialen Verhältnisse der Midlands vor 50 Jahren bei uns schon genügend publiziert worden ist.

Auch die Notwendigkeit einer deutschen Ausgabe des bei Claassen in Hamburg erschienenen amerikanischen Arztromans „*Im Zeichen der Schlange*“ von *A. T. Hobart* (407 S.

DM 15,80), den *Kyra Stromberg* in einer bemerkenswert sicheren und ansprechenden Form übersetzt hat, ist nicht recht einzusehen. Die ärztlichen Berufsprobleme, hier an einer Arztfamilie im Amerika von Heute demonstriert, interessieren in ihren Einzelheiten den europäischen Leser doch nur sehr am Rande. Die Familienkonflikte zwischen den Arztbrüdern und ihren Frauen treten hinter der soziologischen Reportage zurück, da es der Autorin nicht gelungen ist, Roman und Bericht zu einer Einheit zu verschmelzen. *k. h.*

Unterhaltsame und anspruchsvolle Romane

Einen vortrefflichen Unterhaltungsroman hat *Otto F. Beer* mit dem „*Wiedersehen in Meran*“ geschrieben (Innsbruck, Österr. Verlagsanstalt, 314 S.): Kriegs- und Nachkriegsschicksale, Völkerhaß durch Liebe überwunden, Leidenschaft und Eifersucht, dazu ein mystisches Doppelerleben verwandter Geschehnisse. Das Ganze spielt sich ab auf einem kleinen Zauberberg, in einem Sanatorium, in dem ein weiser Arzt seine Patienten zu heilen sucht. Ein musikalischer Roman von journalistischem Geschick und Wiener Grazie.

Ein wertvoller Familienroman ist *Majorie K. Rawlings* gelungen: „*Der ewige Gast*“ (deutsch von *Edmund Th. Knauer*, Wien, Zsolnay, 413 S.). Ein stiller und fleißiger Mann bleibt an der ererbten Farm haften, obwohl ihn die Sehnsucht in die Ferne erfüllt, der sein abenteuender und eigensüchtiger Bruder sein Leben lang folgt. Im Urteil der Mutter steht er immer an zweiter Stelle, und die Frau, die er liebt und die ihm ein Heim bereitet, hatte der Bruder verlassen. Er muß erfahren, daß man seine schlichte Redlichkeit verkennt oder gar verlacht. Ase Linden erkennt die Flüchtigkeit irdischer Güter und daß er auf der wandelbaren Welt, von der er ein Stück so selbstlos gepflegt hat, ewiger Gast bleibt.

„*Das kleine Wasserhuhn*“ ist ein Fluß ganz fern in Kanada. Eine seiner Inseln beherbergt eine Pächtersfamilie französischer Abkunft mitten in englischer Umwelt. Es sind reizende Leute, und *Gabrielle Roy* er-

zählt nicht minder reizend ihre Geschichte (München, List, 237 S. DM 7,80). Eigentlich sind es ihrer drei: die der Mutter, die alljährlich zum Kinderkrieg in die Stadt reist und mit dem Baby jedem Insulaner willkommene Neuigkeiten und Geschenke mitbringt; die der Lehrkräfte, die in diese verlorene Einsamkeit geladen und verschlagen werden, und die des Kapuziners Joseph, der am kleinen Wasserhuhn Quartier bezieht. Man gewinnt die guten und wunderlichen Menschen dieses Buches von Herzen lieb, mit ihrer liebenswürdigen Heiterkeit, auch mit ihrer weltoffenen Frömmigkeit, die Menschen menschlich zu sehen weiß.

Werner Helwigs Roman „Reise ohne Heimkehr“ ist eine moderne Odyssee, die den Erzähler mit seinem von den Griechen Xenophon genannten Freund Clemens durch die Inselwelt von Hellas führt (Hamburg, Claassen. 386 S. DM 12,80). Es ist eine im Einzelnen nicht immer leicht zu durchschauende Geschichte, in deren Hintergrund die Liebe zu einer fer-

nen, in den Banden der Zivilisation gefangenen Frau steht. Man erlebt viel Schwärmerei, noch mehr Abenteuer und ein gut Teil sprachlich überzeugend geformte Dichtung in diesem Buch, das Helwigs Beschäftigung mit der Landschaft und den Menschen Griechenlands abzuschließen bestimmt ist.

Placidia Galla, Tochter Theodosius' des Großen, Schwägerin des Gotenkönigs Alarich und Gemahlin des Konstantius, ruht seit 450 in dem von ihr erbauten und mit Mosaiken geschmückten Mausoleum zu Ravenna. Sie ist die eigentliche Heldin des Romans von Nora Wydenbruck „Placidias Tochter“ (München, Ehrenwirth. 328 S. DM 12,80). Denn diese Tochter Honoria, ein dralles und dreistes Weibsbild mit mächtigem Verstand und verkümmertem Herzen, bleibt ziemlich gleichgültig, selbst wenn sie sich Attila als Gemahlin anträgt, nicht um Weltgeschichte zu machen, sondern um Gefühle der Rache und der Sinnlichkeit zu befriedigen. Die Verfasserin tut viel,

THE WESTERN POLITICAL QUARTERLY

A national professional journal published in March, June, September, December, by the University of Utah. Approximately 800 pages per volume.

Some leading articles of recent date are:

- | | |
|---|---------------------|
| Is Coexistence With Communism Impractical? | D. F. Fleming |
| The Idea of „Collective Security“ in Pan American Developments | Josef L. Kunz |
| Problems of High Altitude or Space Jurisdiction | H. B. Jacobini |
| The Pursuit of Loyalty: An Imperial Fiasco | Hugh Nibley |
| John Dewey's Philosophical Principles and Their Political Significance | William Kent |
| Richard Hooker and English Conservatism | Sheldon S. Wolin |
| Political Systems, Ideologies and Institutions and the Problem of Their Circulation | Karl Loewenstein |
| The Premises of Indian Political Thought | D. Mackenzie Brown |
| Formation and Transformation of Gaullism in France | Robert G. Neumann |
| America and the New British Radicalism | Gordon K. Lewis |
| Aspects of the Political Struggle in Italy | Clifford A. L. Rich |
| Israel: The Emergence of a Polity | Oscar Kraines |
| Learned Legerdemain: A Grave But Implausible Hand | Francis D. Wormuth |
| Judicial Control of Administrative Discretion, 1932-1952 | Foster H. Sherwood |
| The Compromising Roosevelt | R. G. Tugwell |

Send orders to Professor F. B. Schick

THE WESTERN POLITICAL QUARTERLY

University of Utah — Salt Lake City, Utah, U. S. A.

um uns die Zeit des römischen Zusammenbruchs zu vergegenwärtigen. Manche Episoden, wie ein Erdbeben in Konstantinopel, sind eindrucksvoll, aber Placidias Tochter selbst bleibt eine dürftige Erscheinung. Sogar das galante Handwerk, für das sie begabt ist, betreibt sie so reizlos, daß nicht einmal das sittengeschichtliche Interesse des Lesers geweckt wird.

Paul Weiglin

Literatur der Gegenwart

Wilhelm Grenzmann, der Autor der überzeugenden Essaysammlung „Dichtung und Glaube“, hat im Hans F. Menck Verlag, Frankfurt a. M., ein Buch „Deutsche Dichtung der Gegenwart“ erscheinen lassen (474 S. DM 12,80). Das Werk sei, so schreibt er im Vorwort, ein „Versuch, die literarischen Entwicklungen vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in unsere Tage hinein neu zu begreifen“. Es stellt aber nicht eigentlich, wie sein Verfasser es ankündigt und wohl beabsichtigt hat, „die ganze Fülle der Geschehnisse“ dar, sondern geht stärker vom einzelnen Autor als von der literarischen Strömung oder Zeitrichtung aus, so daß die größeren Zusammenhänge darüber leider zu kurz kommen. Statt dessen bringt Grenzmann über die wesentlichen Dichter und Schriftsteller unseres Jahrhunderts beachtenswerte, im Grunde selbständige Essays von hohem Niveau und erfreulicher Objektivität. Die „deutsche Dichtung der Gegenwart“ umfaßt er damit freilich nicht, denn es fehlt eine ganze Reihe von Autoren eben dieser Gegenwart, auf die eine Literaturgeschichte nicht verzichten dürfte. Dies und zahlreiche sinnentstellende Druckfehler, die zu Falschschreibungen von Namen und Werktiteln führen, und ein höchst unzuverlässiger Index machen das Buch zum Nachschlagewerk ungeeignet, um so mehr, als Grenzmann in fast keinem Fall die Lebensdaten der Autoren angibt. So ist das ganze weniger eine Literaturgeschichte der Gegenwart als eine neue Essaysammlung und als solche eine begrüßenswerte Ergänzung und Fortführung von Grenzmanns vorigem Werk.

D. R.

Balzac

Im Rahmen seiner Balzac-Gesamtausgabe hat Rowohlt neuerlich drei Bändchen herausgebracht, und zwar „Der Landarzt“, „Albert Savarus“, „Modeste Mignon“. Jeder Band kostet wiederum DM 6,80. Für besondere Liebhaber sind die wohlvertrauten blauroten Bändchen neuerdings auch in Leder zu haben. — Bei welchem anderen Romanautor, der seit über hundert Jahren tot ist, wäre ein solches Unternehmen wie diese Gesamtausgabe wohl noch möglich — und welcher Balzac auch nur im entferntesten vergleichbare Autor kann heute noch eine so große, durch alle Schichten des Publikums hindurchgehende Leserschaft aufweisen? Honoré de Balzac begeistert immer aufs neue, und seine gelegentlich allzu weitschweifigen Exkurse über Geschichte, zeitgenössische Wirtschaft und Politik braucht nicht zu lesen, wer sie nicht lesen will. Man wird seiner nie müde, weil er sich trotz dem wahrlich eindrucksvollen Umfang seines Gesamtwerks nie wiederholt — weil er eben aus dem Vollen schöpft. Unterhaltungsliteratur, Sittengeschichte, Zeitgemälde in einem: jeder einzelne Roman hat so viele Aspekte und so viele Wirkungen, daß Balzac gewiß auch in noch einmal hundert Jahren seine Gegenwartigkeit nicht verlieren wird. D. R.

Abenteuer des Vigoleis

Albert Thelen: Rheinländer, Kosmopolit, Übersetzer, hervorragender Kenner der Weltliteratur, Vigoleis-Minnesänger, europäischer Hofnarr, Erzähler von geradezu orgiastischem Ausmaß, der von sich selber sagt: „Und eben, wie ich das mache? Ich weiß es nicht. Das sprudelt hervor wie Wasser aus dem Fels, an den der Stab gerührt hat. Gute Erzähler haben ja immer etwas Märchenhaftes, Zauberes, und nicht umsonst geht der Ursprung der Dichtung auf das mythische Sagen zurück.“

Die Insel des zweiten Gesichts (Albert Vigoleis Thelen: „Die Insel des zweiten Gesichts“. Aus den angewandten Erinnerungen des Vigoleis. Düsseldorf, Eugen Diederichs. 990 S. DM 24,—) ist die iberische Insel Mallorca. Die angewandten Er-

DOKUMENTE

Zweimonatsschrift im Dienst übernationaler Zusammenarbeit

Sechstes Heft 1953: Robert Schuman: Keine Angst vor Europa! / Alfons Erb: Im Spiegel der Rätsel / John C. Bennett: Christen und Kommunisten in Asien / Zur Signatur der Gegenwart: Der Kirchenkampf in Polen / René Gillouin: Das konservative Prinzip als schöpferische Weisheit / Jacques Leclercq: Gibt es moralische Häresien? / Karl Thieme: Georges Bernanos' Vermächtnis / André Alter: Jean Anouilh's „Heilige Johanna“ / Diego Fabbri's „Inquisition“.

Illustr. Sonderheft „Afrika und Europa“: Georges Le Brun Kéris: Illusion Eurafrika? / Antoine Wiss-Verdier: Frankreich in Nordafrika / Hubert Deschamps: Die politische Entwicklung der Neger / R. P. Walsh: Großbritannien in Afrika / Basil Davidson: Der Kapitalismus in den Kolonien / Georges Suffer: Träume und Realität moderner Wirtschaftsplanung / Leopold-Sedar Senghor: Afrikas Beitrag zur Weltkultur / Hans Himmelheber: Die Kultur der Neger / Islam und Christentum / Katholische und evangelische Missionen / Bibliographie.

Sechstes Heft mit „Afrika und Europa“ (170 S.) Einzelpreis 3,— DM, nur „Afrika und Europa“ (90 S.) 1,70 DM. Jahresabonnement 9,— DM, für Studenten 6,— DM. Verlangen Sie unverbindlich ein Probeheft des laufenden 9. Jahrgangs.

DOKUMENTE-VERLAG OFFENBURG

Die neue Zweimonatsschrift für aktive humanitäre Kulturpolitik

Das dritte Heft ist Mitte Februar 1954 erschienen. Umfang 48 Seiten.
Preis je Heft DM 1,50, Jahresabonnement DM 9,— oder halbjährl. DM 4,50



Aus dem Inhalt des dritten Heftes:

Karl G. Fischer
Humanität und Pflichtenlehre
Z. 150. Todestage Imman. Kants

Hans Hartmann
Physikalische oder biologische
Weiterkenntnis?

Ortega y Gasset
Über das Dharma

Hans Pille
Das Floß der Legionäre

„Die Sündflut“
(Letzte Szene aus dem gleichnamigen Drama von E. Barlach)

Wir laden hiermit freundlichst zum Abonnement ein.

AGIS VERLAG GMBH · KREFELD

innerungen des Vigoleis sind die phantastisch-drastischen Erlebnisse eines „unverbesserlich fröhlichen Weltverneiners“ während seines fünfjährigen Aufenthaltes auf dem spanischen Eiland. Die kleine Balearen-Insel wird zum Kontinent; reizvolle und zweifelhafte Abenteuer, Begegnungen mit Menschen von internationalem Rang und Namen, mit Einheimischen, mit Händlern, Handwerkern, Huren und Maultiertreibern fügen sich unter der schillernden Feder des Vigoleis zu einem unaufhörlichen Reigen von Geschichten voll Humor, voll tiefsinniger Weisheit und närrischer Schelmerei. Und alles wird überblendet von einer Fülle nachdenklicher und amüsanten Histörchen, daß man sich leicht vorstellen könnte, die zehn Tage des Decamerone seien um hunderte zu erweitern unter der elementaren Imagination des Autors. Dieses erstaunliche Erstlingswerk eines nunmehr fünfzigjährigen Schriftstellers, von dem man sagt, daß alle seine Manuskripte bislang den Weg des Feuertodes gingen, hat den Vorzug, etwas ganz Eigenständiges zu sein, da der Autor in der Stille seines langjährigen Schaffens sich unbeeinträchtigt selbst ausprägen konnte. Wo man gelegentlich die Kürzung einer zu sehr fabulistisch „ausgewälgernten“ Situation wünschen würde, ist man gleich wieder versöhnt durch die geistvolle Prägnanz und den köstlichen Witz seiner Darstellung.

Mit nahezu frivoler Offenheit (die Vigoleisischen Erinnerungen sind beileibe kein Buch für prüde Geister), mit ebenso eigenwillig-witziger wie eleganter Wortkunst hält er der Zeit den Spiegel vor, ungeschminkt und doch verbrämt von der Liebe zu der tragikomischen Gattung *Mensch*, daß das Reisebuch des Vigoleis ein ernsthaftes kulturhistorisches Dokument und eine ergötzliche Lektüre wird, ähnlich den großen Schelmenbüchern eines Grimmelshausen und de Coster.

Toni Schüler

Freude an Blumen und Gärten

Seit mehr als einem Menschenalter begleiten uns die Bücher dieses außerordentlichen Mannes, der ein Gärtner und ein Wanderer ist, ein Freund alles Schönen, was die Natur

uns darbietet und was Menschen hervorgebracht haben, der im Umgang mit der Natur und mit den Blumen zu einem Weisen wurde: *Karl Foerster*. In der ganzen Welt finden wir Leser seiner Bücher. Nun legt Foerster, der demnächst Achtzigjährige, ein neues Buch vor: „Reise doch — *Bleibe doch!* Lockung kaum betretener Lebens- und Gartenpfade“ (Frankfurt/Main, Keppler & Scherrer Verlag. 268 S. mit 28 Taf. DM 16,80). Es sind die alten Themen, die Karl Foerster behandelt, die Feier der Blumen und Gärten in ihrem Wechsel und Wandel vom Frühling über den Sommer zum Herbst und Winter, die Feier der Landschaft, aber auch die ehrfurchtsvolle und demütige Zuwendung zur Sternenwelt und die Versenkung ins Reich der Seele. Karl Foerster verdient den Namen eines Dichters. Wir wüßten keinen Schreibenden aus dem letzten halben Jahrhundert, der so die Wunder der Blumen- und Gartenwelt aus einer sehr präzisen Kenntnis und mit einer unvergleichlichen Liebe und Leidenschaft geschildert hätte. Hier schreibt kein Schwärmer, sondern ein Kenner, ein Fachmann und ein Praktiker, aber er schreibt als Liebender, Verzauberter, dem sich die Natur mit all ihren Geheimnissen aufgetan hat, ohne daß er sie deshalb entzaubert hätte. Das letzte Kapitel seines Buches trägt den für ihn so bezeichnenden Titel: „Du kannst nie groß und wunderbar genug vom Dasein denken.“ Dieses Wort könnte wie ein Leitmotiv über dieses schöne Buch gestellt werden. Bücher wie das vorliegende sind ihrem Inhalt wie ihrer Form nach selten geworden, dabei sind sie notwendiger als je, vermögen sie doch so viele naturentfremdete Menschen daran zu erinnern, welche Quelle der Erhebung und der Schönheit, der Freude und der seelischen Kraft uns im Umgang mit Pflanzen, Blumen und Landschaften gegeben ist.

Otto Heuschele

Zwei realistische Erzähler

Schon vor einigen Jahren fiel *Werner Wilk* mit seinem Bande „Unter der Teufelsleine“ durch realistisch geschärfte Beobachtungsgabe auf.

Besucht die 7 Heilbäder der Nordsee

BORKUM JUIST NORDERNEY BALTRUM LANGEÖG SPIEKEROOG WANGERÖGE

„Schöne Ferlenziele“ gegen Rückporto vom LVV.
Ostfriesland, Emden, Postfach 223.

Jetzt legt er einen neuen Band vor: „Zwischen zwei Ufern“ (Witten / Berlin 1954, Eckart Verlag, 123 S. DM 3,20). In drei Erzählungen wird das Thema der Gerechtigkeit dargestellt. In einer von ihnen, welche die Fragestellung unmittelbar unserer Zeit entnimmt, bringt ein Fischer, der ein Todfeind des totalitären Regimes ist, einen in Ungnade gefallenen Anhänger in Sicherheit. Die Unerbittlichkeit, der hier Menschen auf der Bootsfahrt über die nächtliche See ausgesetzt werden, erinnert in der atmosphärischen Wiedergabe an Hemingways „Der alte Mann und das Meer“. Die Präzision von Phantasie und Intellekt, die sich in der Sprache ausdrückt, die wenn auch manchmal noch zu gestraffte Durchführung der Probleme und die unverkrampte Haltung dem Leben gegenüber zeigen, daß Wilk unter den Begabungen der Nachkriegsgeneration ernsthafte Aufmerksamkeit verdient.

Weniger um die Problematik als um ein Panorama des sozialen Milieus von 1950 geht es Paul Schallück in seinem neuen Roman „Ankunft null Uhr zwölf“ (Frankfurt/M. 1953, S. Fischer, 404 S. DM 15,50). Da läuft ein alter verwitweter Mann kreuz und quer durch eine regennasse nächtliche Großstadt, um seine Söhne und Töchter in die Sterbestunde ihrer neunzehnjährigen Schwester zu holen, bis sich die einander fremd gewordenen Familienmitglieder allmählich im „Vorzimmer des Todes“ versammeln und auch der Bräutigam der Sterbenden sich ihnen hinzugesellt. Aber diese Situation bildet für den Autor kompositorisch nur den Vorwand, die Isoliertheit der Menschen aus früheren Schicksalsmomenten aufzurollen. In filmischer Überblendung werden großflächige Milieuzenen nebeneinander gesetzt und im zeitlichen Abspiel gemischt, um das Simultane eines beziehungslosen Geschehens herauszustellen. Die

Methode, in den zwanziger Jahren bereits von Dos Passos meisterlich gehandhabt, führt bei Schallück in etwas zu kantigen Strichen zu einer schematischen Konstruktion, unter der die Glaubwürdigkeit des beabsichtigten Szenariums leidet. Trotz diesem Mangel, den epischen Fluß in den Dämmen zu regulieren, zeigen einzelne Partien die griffige Kraft des Autors, die Realität anzupacken und sie zu gestalten. Ks.

Gesetzestexte und Kommentare

Zu dem ominösen „Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften“, bekannter unter dem Namen „Schund- und Schmutzgesetz“, ist im Verlag Reckinger & Co., Siegburg, ein Kommentar von Landgerichtsrat Dr. Hermann Riedel erschienen (158 S. DM 6,90). Der Kommentar, der in klarer und übersichtlicher Form in dieses Gesetz einführt, das trotz des einmütigen Protestes aller zuständigen Stellen und Vereinigungen Tatsache geworden ist, gehört in die Hand eines jeden Publizisten und Journalisten.

Wichtiger noch und für jeden Verlag, jede kulturelle Instanz, jede Redaktion unentbehrlich ist das im Ferd. Dümmler Verlag, Bonn, erschienene Werk von Kurt Runge: „Urheber- und Verlagsrecht“ (1047 S. DM 39,—). Das ist ein Standardwerk, wie es seit dem Kriege gefehlt hat. Der Verfasser gibt eine „systematische Darstellung unter Berücksichtigung des internationalen Urheberrechts, der Urheberrechtsreform und der Nachkriegslage“ in einer erfreulich präzisen und knappen Form und führt in einem Anhang von 200 Seiten alle mit dem Urheberrecht zusammenhängenden Gesetzestexte und -entwürfe auf. So ist hier ein Nachschlagewerk entstanden, das niemand, der in dieser oder jener Form mit dem Urheberrecht zu tun hat, wird entbehren können.

Heinz Stahlkopf hat einen Kommentar zum *Baulandbeschaffungsgesetz* geschrieben (Berlin-Charlottenburg, Verlag für Technik und Kultur. 111 S. DM 9,60). Dieses erste Enteignungsgesetz der Bundesrepublik soll dazu dienen, den Wohnungsbau für Flüchtlinge zu fördern; es enthält einschneidende Bestimmungen vor allem für die Besitzer von Trümmer- und unbebauten Grundstücken.

D. R.

Über die Kikuyus

„*Mau-Mau und die Kikuyus*“ heißt der vielversprechende Titel eines Buches von L. S. B. Leakey (München 1953, C. H. Beck. 140 S. mit 20 Abb. und einer Karte. Aus dem Englischen übertragen von Luise Laporte. Pappband DM 8,50), und ein Streifband, mit dem der Verlag dieses Werk ausstattete, verheißt Antwort auf die Frage, ob „der schwarze Erdteil für Europa verloren“ sei. Dieses Buch ist ein knapper, sehr fachmännischer und höchst interessanter Abriss über Herkunft, Sitten und Gebräuche der Kikuyus, die uns als ein tief religiöses, moralisch hochstehen-

des, fast möchte man sagen „demokratisches“ Volk geschildert werden. Aber man soll von einem Archäologen und Anthropologen keine Aufklärung über ein politisches Problem wie die Mau-Mau-Bewegung erwarten. Hier ergeht sich auch Leakey, der selbst in Kenya geboren ist und bei den Kikuyus ein hoher Würdenträger wurde, in bloßen Kombinationen. Der Autor führt die Mau-Mau-Bewegung in erster Linie auf den Ärger der Kikuyus darüber zurück, daß die Engländer einen Teil ihres Stammesgebietes enteignet und mit Weißen besiedelt haben — immerhin bereits um 1890, während Mau-Mau erst 1948 zum ersten Male von sich reden machte. Leakey führt aus seiner hervorragenden wissenschaftlichen Kenntnis heraus eine Menge Argumente an — aber sie befriedigen nicht. Man merkt in jedem Satz, ein wie fremdes Gebiet die Politik dem Verfasser ist, der sich offenbar von seinen wissenschaftlichen Studien über die Kikuyus losriß, um schnell mal die Konjunktur auszunutzen. *hjn*

Mitarbeiter dieses Heftes u. a.:

Dr. Ludwig Reiners, München, der Verfasser der „Stilkunst“, des „Romans der Staatskunst“ und zahlreicher anderer Werke, ist in diesem Heft zum erstenmal in der D.R. mit einem Beitrag vertreten. — **Prof. Dr. Max Huber** gilt für viele als der „Grand Old Man of Switzerland“. Er ist einer der bekanntesten Völkerrechtslehrer, war Schweizer Mitglied des Internat. Gerichtshofes in Den Haag und lange Zeit Präsident des Internationalen Roten Kreuzes. Seine „Gesammelten Aufsätze“ sind im Atlantis Verlag erschienen und seinerzeit in der D.R. eingehend gewürdigt worden. — **Gertrud v. Petersdorff** stammt aus Posen und lebt jetzt in Schweinsberg Kr. Marburg, wo sie den Schweinsberger Vortragskreis ins Leben gerufen hat. — Auch **Hermann Stahl**, von dem zuletzt der Roman „Die Spiegeltüren“ erschien, ist mit der vorliegenden Erzählung zum erstenmal in der D.R. vertreten.

*

Diesem Heft liegen Prospekte der Stifter-Bibliothek, Salzburg, und des Versandhauses Hermann Spethmann, Bad Kissingen, bei, um deren freundliche Beachtung wir bitten.

Im nächsten Heft der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

- Klaus Peter Schulz: Sorge um die deutsche Linke
 Klaus Hoche: Die „Endlösung der Judenfrage“
 Thilo Koch: Idealismus — ein deutsches Mißverständnis
 Fritz Martini: Hermann Broch und „Der Versucher“
 Karl Josef Hahn: Der Erzähler Edzard Schaper
 ferner u. a. Besprechungen über Bücher von Gerhard Storz, A. J. Cronin,
 Benno Reifenberg, Nevil Shute, Götz Frh. v. Pölnitz, Alfred Weber.

Eingesandte Bücher

(Besprechung vorbehalten)

- Sinsheimer, Hermann: „Gelebt im Paradies“. München, 1953, Richard Pflaum Verlag. 336 S., 17 Abb. DM 12,50.
 José Ortega y Gasset — Zu seinem 70. Geburtstag. Stuttgart 1953, Deutsche Verlags-Anstalt. 75 S.
 Münchhausen, Börries Frh. v.: „Das Liederbuch“. Stuttgart 1953, Deutsche Verlags-Anstalt. 320 S. DM 9,80.
 „Die Teufelsfalle und andere Geschichten“. Witten/Ruhr, Luther-Verlag. 79 S. broschiert DM 1,—.
 Grothe, Karl: „Morgen ist für uns schon heute“. Stuttgart 1953, Berolina-Verlag. 60 S. brosch.
 Stüber, Fritz: „Die Märchenwiese“. Wien 1954, Amalthea Verlag. 60 S. DM 6,20.
 „Tagebuch eines Namenlosen“. Darmstadt, Verlag Die freie Gesellschaft. 31 S. DM —,50.
 Vaerting, Prof. Dr. M. T.: „Die Frau in unserer Zeit“. Darmstadt, Themis-Verlag. 146 S. DM 10,50.
 Kuehnelt-Leddihn, Erik R. v.: „Freiheit oder Gleichheit?“ Salzburg 1953, Otto Müller Verlag. 626 S. DM 16,50.
 Blunck, Richard: „Friedrich Nietzsche, Kindheit und Jugend“. München/Basel, Ernst Reinhardt Verlag. 224 S. DM 9,80.
 Matthias, L. L.: „Die Entdeckung Amerikas Anno 1953 oder Das geordnete Chaos.“ Hamburg 1953, Rowohlt Verlag. 355 S. DM 11,80.
 Lang, René: „André Gide und der deutsche Geist“. Stuttgart 1954, Deutsche Verlagsanstalt. 266 S. DM 12,50.
 Buttinger, Joseph: „Am Beispiel Österreichs“. Köln 1953, Verlag für Politik und Wirtschaft. 668 S. DM 19,80.
 O'Brien, Kate: „Therese von Avila“. Heidelberg 1954, F. H. Kerle Verlag. 158 S. DM 6,80.
 Guggisberg, Kurt (Hrsg.): „Jeremias Gottheiffs Reisebericht 1821“. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch Verlag. 160 S. DM 12,50.
 Pfrogner, Hermann: „Die Zwölfordnung der Töne“. Wien 1953, Amalthea Verlag. 280 S. DM 14,50.
 Raumer, Kurt von: „Ewiger Friede“. Freiburg/München 1953, Verlag Karl Alber. 556 S. DM 28,—.
 Reichenbach, Hans: „Der Aufstieg der wissenschaftlichen Philosophie“. Berlin, F. A. Herbig Verlagsbuchhandlg. 370 S.
 Otto von Habsburg: „Entscheidung um Europa“. Innsbruck, Tyrolia Verlag. 192 S. DM 7,80.
 Knorr, August: „Laienpredigten eines Arztes“. Stuttgart 1953, J. F. Steinkopf. 127 S.
 Cioran, E. M.: „Lehre vom Zerfall“. Hamburg 1953, Rowohlt Verlag. 215 S. DM 11,80.
 Housman, Laurence: „Die Unsichtbaren“. Witten/Ruhr, Eckart Verlag. 98 S. DM 3,20.
 Sänger, Fritz: „Handbuch des Deutschen Bundestages“. 3. Aufl. Stuttgart 1954, J. G. Cotta. 508 S. DM 9,80.
 Cornrad-Martius, Hedwig: „Die Zeit“. München 1954, Kösel-Verlag. 307 S. DM 19,80.
 Gordey, Michel: „Visum nach Moskau“. Frankfurt a. M. 1954, Verlag der Frankfurter Hefte. 458 S. DM 14,80.
 Leist, Fritz: „Liebe und Geschlecht“. Stuttgart 1953, Curt E. Schwab. 269 S. DM 10,80.
 Erpf, Hermann: „Neue Wege der Musikerziehung“. Stuttgart 1953, Curt E. Schwab. 120 S. DM 4,80.
 Bauer, Walter: „Mein blaues Oktavheft“. Hamburg, Ernst Tessloff. 92 S. DM 4,80.
 Schimansky, Gerd: „Die Nacht wird nicht dunkel bleiben“. Witten 1954, Luther Verlag. 100 S. DM 3,50.
 Wasserzieher, Ernst: „Führer durch die deutsche Sprache“. 4. Aufl. Bonn 1954, Ferd. Dummlers Verlag. 122 S. DM 3,60.
 Fauvet, Jacques: „Von Thorez bis de Gaulle“. Frankfurt a. M. 1953, Verlag der Frankfurter Hefte. 239 S. DM 5,80.
 Ziegler, Leopold: „Spütlese eigener Hand“. München 1954, Kösel Verlag. 468 S. DM 28,—.
 Pieper, Josef: „Über die Gerechtigkeit“. 2. Aufl. München 1954, Hochland-Bücherei im Kösel-Verlag. 143 S. DM 5,40.
 Muth, Carl: „Schöpfer und Magier“. 2. Auflage München 1953, Kösel-Verlag. 269 S. DM 12,50.
 Guardini, Romano: „Rainer Maria Rilkes Deutung des Daseins“. München 1953, Hochland-Bücherei im Kösel-Verlag. 425 S. DM 17,50.
 Beer, Ernst: „Thomas S. Eliot und der Antiliberalismus des XX. Jahrhunderts“. Wien, Wilhelm Braumüller. 248 S.

DIE KULTUR

Eine unabhängige Zeitung mit internationalen Beiträgen

fand im Zeitraum von fünfzehn Monaten so viele Freunde, daß sie heute bereits in 34 Ländern ständig gelesen wird.

- DIE KULTUR untersucht die geistigen Probleme des Heute und läßt in Originalbeiträgen bekannte Autoren zu Fragen Stellung nehmen, die uns alle bewegen.
- DIE KULTUR ist als zuverlässige Chronik unentbehrlich. Sie will unmittelbar ansprechen und berichtet durch den einzelnen für den einzelnen.
- DIE KULTUR sieht ihre Aufgabe darin, Literatur zu bringen und nicht nur über Literatur zu schreiben. In ihr gibt es keine Kritik um der Kritik willen.
- DIE KULTUR stellt den gestaltenden Menschen in den Mittelpunkt. Sie bringt auf besonderen Seiten einen Bühnenspiegel, eine Filmbeilage, Buchrezensionen, Musik und Tanz, Funk und Fernsehen, Wissenschaft und Forschung, Bildende Kunst und eine umfangreiche Beilage mit Erzählungen, Feuilletons und Lyrik. Sie ist reich illustriert.
- DIE KULTUR kostet vierteljährlich nur 2,10 DM, das Einzelheft 0,80 DM. Wir senden Ihnen und Ihren Freunden gern kostenlos einige Probenummern.

Bitte schicken Sie Ihre Adresse an den

VERLAG JOHANNES M. HÖNSCHIED
STUTTGART 13 - ROTENBERGSTRASSE 168

FISCHER



BÜCHEREI

Jeder Band DM 1,90

Seit Januar 1953 erschienen die Bände

- | | |
|-----------------------|------------------------------|
| 23 H. WILLIAMSON | Salar der Lachs |
| 24 PLATON | Sokrates im Gespräch |
| 25 HOFMANNSTHAL | Reitergeschichte |
| 26 ALDOUS HUXLEY | Schöne neue Welt |
| 27 C. SAINTE-SOLINE | Antigone |
| 28 ED. v. KEYSERLING | Beate und Mareile |
| 29 ELIZABETH RUSSELL | Alle Hunde meines Lebens |
| 30 ERNST HARDT | Don Hjalmar |
| 31 SACKVILLE-WEST | Erloschenes Feuer |
| 32 RICARDA HUCH | Aus der Triumphgasse |
| 33 FRANCIS JAMMES | Drei Mädchen |
| 34 E. C. CONTE CORTI | Tragödie eines Kaisers |
| 36 M. MAETERLINCK | Das Leben der Bienen |
| 38 MARY WEBB | Die Liebe der Prudence Sarn |
| 39 KARL F. BORÉE | Dor und der September |
| 40 JAMES JOYCE | Dublin |
| 41 EDZARD SCHAPER | Der letzte Advent |
| 42 JOSEPH CONRAD | Almayers Wahn |
| 43 JOACHIM MAASS | Die unwiederbringliche Zeit |
| 44 REINHOLD SCHNEIDER | Philipp II. |
| 45 STEFAN ZWEIG | Phantastische Nacht |
| 47 SIGM. FREUD | Abriß der Psychoanalyse |
| 48 J. E. BERENDT | Das Jazzbuch |
| 49 OPERNFÜHRER | Von Monteverdi bis Hindemith |

Neu im Februar 1954

- | | |
|------------------|--------------------|
| 46 STEFAN ANDRES | Die Liebesschaukel |
| 50 RUDOLPH WAHL | Karl der Große |

Demnächst erscheinen

- | | |
|-----------------------|-----------------------|
| 51 WERNER HELWIG | Raubfischer in Hellas |
| 52 TENNESSEE WILLIAMS | Endstation Sehnsucht |

Monatlich zwei neue Bände

Verlangen Sie Prospekte in Frankfurt am Main, Falkensteiner Straße 24

FISCHER BÜCHEREI



HUMBOLDT TASCHENBÜCHER



SCHON IN 2. AUFLAGE

WELTATLAS

mit 64 mehrfarbigen Kartenseiten, Übersichten über die einzelnen Länder und ausführlichem Register.



Prof. Dr. S. WIECHOWSKI erschließt dieses so bedeutende Wissensgebiet jedem gebildeten Laien. Zugleich enthält das Buch eine Entwicklungsgeschichte der Atomlehre von Demolrit bis Bohr, Hahn und Fermi.

IN EINEM HALBEN JAHR 20 BÄNDE
WEITERE 10 BÄNDE IN VORBEREITUNG

Mehr Wissen durch **HUMBOLDT TASCHENBÜCHER**

JEDER BAND 160—190 SEITEN NUR DM 1.95

In allen Buchhandlungen erhältlich!



HUMBOLDT TASCHENBÜCHER

HUMBOLDT VERLAG · FRANKFURT/M · STUTTGART · WIEN